This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~4~~ b. 22
93.

Sacher-Masoch, Galizische Geschichten.

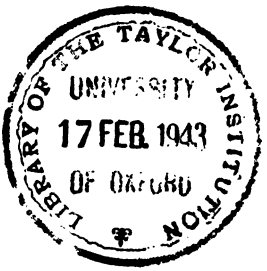
# Galizische Geschichten.

Novellen

von

Sacher-Masoch.

Bern.
Georg Frobeen & Cie.
1877.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
17 FEB 1943
OF OXFORD

# Magaß, der Räuber.

Wogende Nebel breiteten ſich wie ein großes trauriges Waſſer um das herrſchaftliche Schloß zu Jamna aus und flatterten zerriſſen in einzelnen wolligen Flocken an dem dicken runden Thurme deſſelben empor. Die Britſchka des Gutsherrn mit drei mageren Bauernpferden beſpannt, war wie ein Kahn herangeſchwommen und hielt nun im Hofe. Der alte Koſak Petrenko ſtand auch bereits mit verſchlafenen Augen, Stroh im Haare, am Tritte und half zuerſt dem gnädigen Herrn Adam Kanwizki heraus, und dann dem jungen Geiſtlichen, den derſelbe als Erzieher für ſeine Kinder aus Lwow*) mitgebracht hatte.

Der Alte küßte beide auf die Schulter und dann dem Geiſtlichen noch ganz beſonders die Hand.

„Das iſt alſo der Herr Vater“, ſprach er gedehnt, „für unſeren kleinen Jaſiu. O jojoj! So ein junges Herrchen — wird die gnädige Frau eine Freude haben! Hej! Lukaſch ſchläfſt Du noch! Reiße nur die

*) Lemberg.

Augen auf. Da ist der Koffer des jungen Herrn Vaters."

Lukasch, ein robuster Hofknecht mit kurzgeschorenem gelben Haare und abstehenden großen Ohren, schob den Koffer erst einigemale bedächtig hin und her und spuckte sich dann in die Hände.

Indeß war die Herrin herabgekommen, eine kleine, schmächtige, nervöse Polin, grün und gelb, aber pikant, das braune Haar in Papillotten, die Hände in den Taschen ihrer ziemlich abgetragenen Kazabaika*) versenkt, eine große Cigarre in dem kleinen rothen Munde. Ihre schwarzen Augen leuchteten vor Vergnügen. Sie empfing den Erzieher ihrer Kinder mit ausgesuchter polnischer Höflichkeit und entschuldigte die Armuth des Hauses, das ihn kaum werde nach Wunsch bedienen können.

„Nichts Neues?" fragte der Gutsherr, indem er seine Frau auf die Stirne küßte.

Frau Celina Kanwizka zuckte die Achseln.

„Nachts war eine große Feuerröthe zu sehen", sprach der alte Kosak.

„Die sahen wir auch, ist es nicht wahr, Hochwürden?" rief Herr Kanwizki.

---

*) Frauenjacke.

„Es ist die Wahrheit", antwortete der junge Geistliche.

„Ist alle Arbeit gethan?" warf der Gutsherr hin.

„Nur das Holz ist noch aus dem Walde zu fahren", sagte der Kosak, indem er aufmerksam die glänzenden Stiefel des geistlichen Herrn betrachtete.

„Wie? — das Holz!"

„Wir haben keine Pferde gehabt." —

„Keine Pferde?" —

„Nicht ein Huf."

Der Gutsherr rang die Hände und wiegte den Kopf hin und her.

„Da könnte ja gleich der Bauer da fahren", rief Frau Celina.

„Ja wirklich", stimmte Herr Kanwizki erleichtert bei.

Der Bauer, welcher sich eben anschickte, seine Pferde auszuspannen, wendete nur etwas den Kopf, und machte dann die Stricke los. Er war ein Grundwirth aus Jamna und hieß Kvitka, war mittelgroß, mager, muskulös, etwa 30 Jahre alt, sein Gesicht mit dem in die Stirne geschnittenen schwarzen Haare, den tiefliegenden Augen, dem langen Schnurrbart, dem unrasirten Kinn, machte einen grämlichen, traurigen Eindruck.

„Hör' Kvitka", sprach der Kosak, „Du sollst in den Wald fahren."

„Wer soll fahren?“ entgegnete der Bauer furchtsam.

„Nun Du.“

„Ich? —“

„Ja Du —“

„Ich nicht.“

„Bist Du bei gesundem Blute!“ schrie der Kosak.

„Was sagt er?“ fragte der Gutsherr.

„Er will nicht fahren.“

„Er will nicht fahren“, wiederholte die kleine resolute Frau, „ist der Teufel in den Bauer gefahren?“ —

„Ich habe den Herrn nach Lwow geführt und zurückgeführt“, sagte Kvitka demüthig, „ich habe meine Robot geleistet für die Woche.“ —

„Wenn ich Dir aber sage“, rief zornig die Herrin.

„Das ist gegen das Patent*).“

„Er hat Recht“, fiel Herr Kanwizki ein, „laßt ihn, es soll ein Anderer fahren.“

Damit stieg er die Treppe hinauf, der junge Geistliche folgte.

Der Bauer warf seinen Pferden die Stricke über den Rücken und wollte leise davon.

„Halt ihn fest!“ rief die Gutsfrau.

---

*) Robotpatent Kaiser Josef's II.

Der Kosak erwischte ihn noch beim Aermel und schob ihn in den Hof zurück.

„Was wollt Ihr denn", sagte Kvitka kaltblütig, „ich habe meine Robot gethan." —

„Bist Du auch so ein Hajdamak*)", schrie der Kosak, „willst Dich zur Wehre setzen."

„Wirst Du fahren?" sprach die Herrin bleich vor Zorn, indem sie ihre Cigarre wegwarf.

„Nein."

„Den Kantschuk her." So sehr ihre kleine, fein geäderte Hand auch zitterte, hielt sie den Bauer doch bei der Brust fest, ergriff mit der andern den Kantschuk und hieb wüthend auf ihn los. Kvitka schob nur den Kopf rasch unter den Arm und hielt dann ruhig aus, bis sie ermüdet die Peitsche wegwarf, ihn mit beiden Händen bei den Haaren ergriff, hin und her zog, mit dem Fuße trat und endlich los ließ.

„Nun, was hast Du jetzt?" sprach der Kosak.

„Ah!" Die Gutsfrau holte tief Athem und ging langsam in das Schloß.

„Was ich habe? Meine gesunden Pferde", sprach der Bauer lächelnd, indem er seinen kleinen dürren Thieren den Nacken klopfte.

---

*) Räuber, ursprünglich rebellischer Bauer.

„Nehmt ihm die Pferde weg", rief die Herrin sich heftig umwendend.

„Warum — doch", stotterte der Bauer entsetzt.

„Und peitscht ihn aus dem Hofe!"

Der Kosak und der Knecht griffen nach den Kantschuks. Der Bauer aber schwang sich rasch auf den Rücken des Handpferdes und jagte mit dem Gespann davon.

Der junge Geistliche, welcher die Scene von der Treppe mit angesehen hatte, schüttelte den Kopf.

„Ihm nach", befahl Frau Kanwizka, welche ihre volle Fassung wiedergewonnen hatte, „nehmt ihm die Pferde, bringt sie mir."

Als sie den jungen Geistlichen da stehen sah, stieg sie lächelnd die Stufen zu ihm hinauf; „man ärgert sich doch unausgesetzt in so einer Wirthschaft", sprach sie; „ein hübscher Empfang für einen Gast. Kommen Sie!" zugleich nahm sie seinen Arm und führte ihn in das Speisezimmer.

Da saß Herr Kanwizki bereits behaglich im schmutzigen Schlafrock mit langem Tschibuk beim Frühstück.

„Aber Adam bedenke doch —"

„Ich bin sehr hungrig, meine Geliebte", erwiderte der Gutsherr, „nehmen Sie doch Platz, Hochwürden. Hej! Petrenko! bediene den geistlichen Herrn."

Man setzte sich, Frau Celina machte in liebenswürdigster Weise die Wirthin.

„Aber die Kinder!“ meinte Herr Adam.

„Ich werde sie gleich vorstellen.“

Die Gutsfrau flog aus dem Zimmer und kehrte mit einem kleinen blöden Mädchen und einem halbwilden Buben von etwa zehn Jahren zurück, der seinen künftigen Erzieher mit lebhaften schwarzen Augen anglotzte.

„Da haben Sie meine Isidora und hier meinen Jasiu, Ihren Zögling; küsset doch dem hochwürdigen Herrn die Hand.“

Es geschah mit großer Verlegenheit, der junge Geistliche schloß aber beide Kinder rasch in seine Arme, küßte sie und ließ gleich den Jasiu auf seinem Knie reiten. Bald fühlten sich alle recht behaglich. Die Herrin zündete eine neue Cigarre an, dampfte nachlässig vor sich hin und beobachtete den Hochwürdigen. Das war ein echter polnischer Geistlicher, kaum zwanzig Jahre alt, er hatte eben die ersten Weihen empfangen, schlank und hübsch, mit feinem blonden Haare, einem etwas kindlichen rothbäckigen Gesichte, kleiner Nase, klugen grauen Augen, guten Zähnen, leichtem Goldflaum auf den stark aufgeworfenen Lippen. Sehr elegant, fein gekeidet, mit vornehmen Manieren, aristokratischem

Parfüm. Alles in der Welt schien ihn zu interessiren, er plauderte mit allerliebster Wichtigkeit von Lemberg, der Literatur, dem polnischen Theater, dem neuen Volksstück: „Krakowiaki i Gorali“*), er zog den neuesten französischen Roman aus der Tasche, er beschrieb jede Actrice vom falschen Haarzopf bis zum Stöckel herab, jede Toilette.

„O! wie schön Frau Nowakowska als Barbara Radziwilowna war!“ Der Hausherr blickte bereits mit einem gewissen Respekt auf ihn. „Ein schöner Geist“, dachte er, „nur etwas romanhaft.“

Eben ging die Thüre auf und der Kosak brachte den Kvitka.

„Nun was ist mit Dir?“ fragte der Gutsherr.

„Nun was soll sein, man hat mir die Pferde weggenommen.“

Hern Adam sah seine Frau an und schwieg.

„Komm zu mir“, sprach die Herrin.

Der Bauer rührte sich nicht.

„Nun, warum kommst Du nicht?“

„Die gnädige Frau wird mich bei den Haaren raufen“, erwiderte Kvitka.

„Wirst Du fahren?“

---

*) Die Krakauer und die Bergbewohner.

„Wie ſollte ich, meine Pferde ſind ohne Athem, ſie fallen mir.“

„Du willſt alſo nicht. Was wirſt Du aber ſagen, wenn man Dir die Pferde nimmt?“

„Ich werde zum Kreisamt gehen.“

„Gut. Du willſt alſo auf die Bank! Petrenko leg' ihn nieder und —“

„Aber gnädige Frau, das kann ja nicht ſein!“ jammerte Kvitka.

„Willſt Du noch zum Kreisamt?“ rief die Herrin und warf die Aſche von ihrer Cigarre ab.

„Nein.“

„Und wirſt Du fahren?“

„Das kann ich nicht.“ —

„Ei, ſo hol' Dich der Teufel;“ rief der Gutsherr, „nehmt ihm meinetwegen ſchon die Pferde und jagt ihn fort.“

„Aber Herr, Gnädiger! —“

„Fort mit ihm“, herrſchte Frau Celina dem alten Koſaken zu.

„Komm' Vetter“, ſprach dieſer und ſchob den klagenden Bauer mit zur Thüre hinaus.

„Aber meine Pferde!“

„Willſt Du auf die Bank?“ — —

Kaum war Kvitka draußen, gab es neuen Lärm im Hofe.

„Was mag das wieder sein?“ rief die Gutsfrau. „Sehen Sie doch, keine Ruhe.“ —

„Aber ich bitte, das ist interessant“, versicherte der junge Geistliche.

„Ja, wie heißt denn der Hochwürdige eigentlich, wenn man fragen darf“, bemerkte Celina.

„Pater Antoni Motolski“, antwortete er erröthend.

„Hören Sie doch, welcher Lärm; darf ich nachsehen?“

Die Gutsfrau beeilte sich ein Fenster zu öffnen. Im Hofe hielt ein Knecht einen Bauer mit grauem Haare und verbissenem fahlen Gesichte beim Kragen. Der Alte suchte sich loszumachen und schrie über Unrecht.

„Was ist das?“ rief die Herrin herab.

Der Kosak, Lukasch und andere liefen herbei.

„Ein Dieb“, rief der Knecht, der den Mann hielt.

„Wer ist es?“

„Hrehora aus Labje, er hat zehn Garben Weizen gestohlen.“

„Lüg' und krepir' Du Türke“, schrie der Mann.

„Was kannst Du sagen“, sprach die Gutsfrau.

„So sprich“, rief Pater Antoni hinab.

„Ich habe Robot gehabt bei der Ernte gestern“, sprach der Alte, indem er sich bei jedem Worte wieder loszumachen suchte, „und sie haben mir auf den Wagen

geladen, bis es dunkel war, und haben so stark geladen, daß mir die Deichsel gebrochen ist, und da bin ich um einen Strick gelaufen und sie haben mir die Garben gestohlen."

„Wer?"

„Was weiß ich?"

„Du hast sie gestohlen, du Hajdamak!" schrie der Gutsherr, welcher indeß auch am Fenster erschienen war.

„Nehmt ihm nur gleich die Ochsen, die er hat, die schönen ungarischen Ochsen."

„Gott soll mich strafen, wenn ich gestohlen habe", schrie Hrehora, „der Herr darf mir nicht die Ochsen nehmen." —

„Was darf ich nicht!" lachte der Edelmann, „ich kenne Dich lange schon, Du bist so ein rechter Rebell. Geh' nur zum Kreisamt, ich habe Dich dort schon gut angeschrieben. Du sollst es noch erfahren."

Er drohte ihm mit der langen Pfeife.

„Nun Ihr könnt es thun, so thut es", sagte der Bauer, welcher plötzlich ganz ruhig geworden war.

„Wenn Du es nur einsiehst, Hrehora", sagte der Knecht, und ließ ihn endlich los.

„Ich sehe es ein", sprach dieser finster, „aber ich sage Euch, der Magaß wird über Euch kommen."

„Wer? wer?“ rief der Geiſtliche neugierig.

„Ihr habt den Iwan Boſſak halb todt geprügelt, und er iſt in das Gebirge gegangen und hat bei Magaß geklagt.“

„Und ſeid ihr alſo nicht wahrhafte Haidamaken!“ ſchrie der Gutsherr giftroth im Geſichte. „Beklagt Euch nur! Der Galgen für den Magaß iſt auch ſchon gezimmert.“

„Hetzt ihn mit Hunden aus dem Hofe“, rief die Herrin.

„Der Magaß wird über Euch kommen. Bleibt geſund!“ —

„Hej! Sultan!“ ſchrie der Koſak. „Hej! Brytan!“ — Der Alte lief was er laufen konnte, hinter ihm die Hunde. —

„Was iſt das hier für ein widerſpänſtiges Volk“, ſprach Pater Antoni, indem er galant das Fenſter ſchloß. Man nahm wieder Platz.

„Sehen Sie, das macht das Gebirge“, entgegnete Herr Adam, indem er ein großes Stück Butterbrod in den Mund ſchob.

„Das darf Sie nicht beirren“, ſagte raſch Frau Kanwizka, „wir handhaben dafür die Ordnung.“

„Erlauben Sie“, begann der Geiſtliche, „die Leute ſind hier recht wild, Sie ſagten vorhin, das macht das

Gebirge. Meinen Sie; daß es Einfluß auf den Charakter übt?“

Der Edelmann machte erstaunte Augen und nahm dann eine wichtige Miene an.

„Wie Sie es nehmen wollen. Ja und Nein. Aber was wollte ich eigentlich sagen. Wir haben hier, wenn der Herr erlaubt, im Gebirge ein anders Volk als in der Ebene. Der Huzule ist stolz auf seinen Namen, es ist eine ordentliche Hoffarth in den Leuten, weil sie nie einem Edelmanne unterthan waren, nie eine Robot geleistet haben.“

„Nicht zu glauben“, rief der Geistliche und klatschte mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Was glauben Sie“, fuhr Herr Adam, selbstgefällig seine lange Pfeife schmauchend, fort, „so ein Huzul verhungert lieber in seinen Bergen, als daß er für Geld bei einem von uns arbeiten ginge. Sie sind wahrhaft arm und doch besser gekleidet als unser Bauer, sie rühren sich tüchtig auf ihrem elenden Stück Feld, weiden ihre Schafe, treiben wohl sogar Handel mit allerlei was sie erzeugen, und Muth haben sie Einer für Zehne. Schöne Leute! Schöne Leute — und diese Weiber!“ Herr Adam drückte die Augen zu und blies den Rauch durch die Nase.

„Was Sie sagen.“

„Sie finden hier Naturmenschen, wie in den amerikanischen Prairien", warf Frau Kanwizka ein, „Gestalten, wie sie sonst nur in Romanen vorkommen."

„Und Zauberinnen giebt es auch", fügte der Gutsherr ernsthaft hinzu.

„Aber ich bitte Dich!" rief die Edelfrau.

„Nun ich könnte Manches erzählen", sprach Herr Adam, indem er furchtbar dampfte und sich ganz in mysteriöse Rauchwolken hüllte.

„Wirklich."

Der Kosak kam herein und begann den Tisch abzuräumen. Frau Kanwizka sah ihren Gatten mit unbeschreiblicher Geringschätzung über die Achsel an und wendete sich zugleich an Herrn Antoni.

„Es giebt Leute unter ihnen, welche geheime Kräfte der Natur kennen", erklärte sie eifrig, „und diese Kenntniß vererbt sich in gewissen Familien von Einem auf den Andern, das ist die Wahrheit." Herr Antoni rückte eifrig näher.

„Merkwürdig", sprach er, „also die Leute im Gebirge, die Huzulen, sind freie Leute, von alten Zeiten her, und kühne Leute, etwa wie die Schotten im Walter Scott, oder die Indianer."

„Ja, sie lassen nicht mit sich scherzen", antwortete Herr Adam; „legen Sie unsern Bauer auf die

Bank, und er küßt Ihnen die Hand. Und so ein Huzul! Na! Spaßen Sie nur mit ihm, er spaltet Ihnen den Kopf auf der Stelle."

„Spaltet er", rief der Geistliche, „womit spaltet er?"

„Mit seinem Topor, das ist ein Beil an einem langen Stiel, zugleich ein Bergstock und eine Axt. Und hat auch Jeder beinahe seine Flinte, und machen ihm mehr Freude mit einer Handvoll Pulver, als mit einem Sack voll Dukaten."

„Was Sie sagen."

„Kühne, stolze, lustige Leute, aber rachsüchtig und leichtfertig, nur ihre Berge lieben sie, es heißt: „Der Huzul stirbt in der Ebene." Im Ganzen ein wildes Volk, so ein Bursche ist oft ganz erwachsen und war noch in keiner Kirche. Ein wildes Volk, rechte Indianer!"

„Ojojoj!" rief der Kosak, „und viel Räuber unter ihnen."

„Räuber!" rief der Geistliche.

„Was wollte ich nur sagen", fiel der Gutsherr ein, „ja glauben Sie es, das verdirbt unsere Bauern hier, die haben den Huzulen den ganzen lieben Tag vor Augen, und dann finden sie keinen Geschmack an der Unterthänigkeit."

„Und dazu die vielen Räuber!“ bemerkte der alte Kosak.

„Schweig“, sagte die Frau.

„Räuber“, begann Herr Antoni erregt.

„Wahrhafte Räuber“, antwortete Petrenko.

„Aber das ist ja sehr interessant; ich habe bis jetzt nur auf dem Theater Räuber gesehen.“ —

„So etwas aufzutischen“, raisonnirte Frau Kanwizka.

„Warum? das ist ja recht — recht hübsch.“ —

„Auf dem Theater, das glaube ich“, erwiderte Herr Adam, „aber so danke ich dafür.“ —

„Ja — aber verzeihen Sie mir doch“, bat der Geistliche, „sind viele Räuber da?“

„Ojojoj! Millionen“, versicherte der Kosak.

„So ein Unsinn, Gäste auf diese Weise zu beunruhigen“, rief die Gutsfrau.

„Ich bitte Sie, gnädige Herrin“, schwor der Geistliche, „das ist mir ja ein Labsal. Ich bin so glücklich, daß ich da bin, bei Ihnen“, er küßte chevaleresk ihre Hand, „bei dem sehr geschätzten Herrn Adam, und unter solchen Räubern. Aber erzählen Sie. Woher kommen diese — diese Räuber?“. Er schien an dem Worte „Räuber“ ein besonderes Gefallen zu finden.

„Woher kommt das Gras?“ sprach sehr weise

Herr Adam, „woher kommt das Waſſ
kommen die Metalle im Schooße der Erde?
ſo und iſt auf einmal da. Iſt das richtig
herum und erwartete offenbar keinen
„Nun, wie iſt es mit den Räubern? Kein
von einer Zeit, wo im Gebirge keine Rä
Sie wachſen hier ſo wie das Gras, ohn
hülfe. Im alten Polen, als das Landvo
gedrückt war und — nun Sie kennen ja
Geſchichten — da verließen viele kleinruſſi
den Pflug und oft mit Weib und Kind
ſich in den Steppen zuſammen und im
trieben das Räuberhandwerk und führten
lichen Krieg gegen den Adel und dort a
Dnieper nannten ſie ſich Koſaken und
Karpathen Hajdamaken. Damals war d
ſchaft und jetzt iſt noch die Robot. Und
im Volke, in alten Geſchichten, in alten
der Krieg dauert fort gegen den Adel
lateiniſche Kirche, und wird ſo lange dau
Bauer frei ſein wird."

„Alſo dieſe Räuber ſind vielmehr e
bellen."

„Gewiß."

„Und warum ſchreitet da die Regierun

„Ich bitte Sie, sie thun ja der Regierung Nichts, nie hat so ein Räuber einen Beamten des Kaisers berührt, aber uns ziehen sie die Haut herab."

„Merkwürdig, wer hätte das gedacht!" rief Herr Antoni ein über das anderemal.

„Was ist also dieser Magaß, mit dem der Alte so gedroht hat. Auch ein Räuber?"

„Was soll ich Ihnen vom Magaß sagen", entgegnete Herr Adam, „Sie müssen das eine Weile mitmachen, dann werden Sie ihn kennen."

„Ich dachte so ein gemeiner Strolch etwa —"

„Was denken Sie", rief Herr Adam, fuhr gleichsam entrüstet bis an die Lehne seines Sessels zurück, riß die Augen weit auf, und breitete zugleich beide Hände wie Fächer gegen ihn aus.

„So ein Magaß hier ist ein Bohatyr*), wie in den alten Heldenliedern, tapfer wie ein Janitschar, verachtet Tod und Leben, plündert die Reichen, schützt die Armen, ist überall und nirgends, heute hier, morgen da, und immer verliebt."

„Also ein ganzer Fra Diavolo wie in der Oper", rief Pater Antoni.

---

*) Der Paladin, Ritter und Troubadour der Ostslaven.

„Ja wohl, er hat den Teufel im Leib", fügte Frau Kanwizka hinzu.

„Er ist auch unverwundbar", mischte sich der Kosak hinein, „den kann keine Kugel treffen — der Teufel wird wohl seinen Theil daran haben, und überall hat dieser Magaß seine Spione, die ihm gleich Vielerlei zubringen. Ja, der hat erfahren was Leben ist, und fürchtet den Tod nicht. Er hat eine Bande von einigen Tausend Mann" — fuhr der alte Kosak fort.

„Was sprichst du da", fiel die Herrin ein.

„Nun wenn es auch hundert Männer weniger sind, was hat das zu sagen, er beherrscht die ganze Gegend, hält Gericht über den Adel und versendet seine Briefe in alle Höfe."

„Kann denn so ein Räuber hier schreiben?" fragte der Geistliche erstaunt.

„Er kann Alles", sprach der Kosak.

„Esel", rief die Gutsfrau.

„Es ist doch so", schwor der Alte beleidigt, die Hand auf dem Herzen.

„Es ist so", bestätigte Herr Adam, „er hat einen kuriosen Heiligen bei sich, einen Popensohn und weg-

gejagten Diak*), so einen desperaten Menschen, der schreibt ihm Alles."

„Sehen Sie also, Frau!" —

„Ich könnte noch Manches sagen," meinte Petrenko. Die Gutsfrau seufzte.

„Alle diese Sachen werden Sie vertreiben!"

„Mich?" erwiderte Herr Antoni, „keine Idee! das unterhält mich."

Im Hofe schlugen die Hunde an. Stimmen klangen durcheinander. Schwere Tritte kamen die Treppe herauf. Der Kosak öffnete die Thüre und blickte hinaus.

„Wer mag das wieder sein?" seufzte Herr Kanwizki.

„Der Michal." —

„Was wird er wollen."

Der Michal, ein dicker rother Pächter mit silbernen Ringen in den Ohren, trat ganz verstört herein, verneigte sich kaum, sondern nahm sich gleich beim Kopfe und wiegte ihn in den Händen hin und her. „Ein großes Unglück, gnädiger Herr."

„So sprich, Michal, sprich!"

„Der Folwarek**), Gnädiger, ist heute Nacht niedergebrannt."

---

*) Kirchensänger.
**) Vorwerk, Maierhof.

„Ah! nicht möglich!“ Herr Adam saß ganz bleich und starr auf seinem Sessel, sogar die resolute Edelfrau entfärbte sich ein wenig.

„Gott! Gott!“ jammerte der Pächter, „ich bin ein verlorener Mensch und es ist nur eine Rache gegen Sie Gnädiger, wegen des Bossak; der Magaß hat uns angezündet.“

„Der Magaß!“ schrie der Edelmann, und klopfte dann heftig seine rothe Thonpfeife aus.

„Man muß hin“, sagte er.

„Ich reite mit dir“, setzte Frau Kanwizka hinzu, „und Sie gewiß auch, Herr Antoni?“ —

„O! ich — natürlich.“

„Nun so sattle die Pferde, Petrenko.“

Indeß machte die Herrin rasch Toilette. Sie sah dann mit den offenen braunen Locken, in dem knapp anschließenden Kleide noch einmal so hübsch aus. — Die Pferde wurden vorgeführt und man ritt nach der Brandstätte.

Das war nun ein trauriger Anblick, die weitläufigen Gebäude ein großer Aschenhaufen, aus dem noch immerfort Rauch und Funken stiegen, ringsum halbverkohlte Balken. Ein Hund lief, den versengten Strick um den Hals, mit wirrem Blick umher, und blecte wild die Zähne. Unter einem Aepfelbaum saß

die Pächterfrau, ihr jüngstes Kind an der Brust, die andern trieben immer wieder die geretteten Kühe zusammen, welche sich zu verlaufen drohten.

Der Gutsherr ließ die Zügel fallen, verschränkte die Arme auf der Brust und starrte stumm in den Qualm und die Verwüstung.

Seitwärts ragte ein Pfahl, den die Flammen nicht erreicht hatten. An demselben war ein grobes Blatt Papier angenagelt.

Der Pächter wies schweigend darauf hin. Sie kamen heran und lasen. Auf dem Blatte stand mit großen Buchstaben:

„Hier hat Magaß, der Räuber, Gericht gehalten nach dem alten Recht."

*
* *

Nachmittags saß die Herrschaft mit dem neuen Erzieher in der Epheulaube hinter dem Hause und dampfte bei starkem schwarzem Kaffee geschmuggelten ungarischen Tabak, in kleinen graziösen von Frau Celina verfertigten Cigaretten. In den Beeten standen ringsum halbentblätterte Monatsrosen, Levkojen mit angefaulten Blättern, große Georginen in allen Farben, und ein leichter Wind rollte von Zeit zu Zeit das dürre Laub des weitläufigen Parkes zusammen.

Die Sonne ſtand nieder und gab ein ſtechendes rothes Licht. Auf dem eingeſunkenen braunen Strohdach der Scheune klapperte ein Storch.

„Idylliſch! höchſt idylliſch!“ rief Pater Antoni, während er ſeinen Blick durch die Gegeud ſchweifen ließ.

„Eine ſchöne Idylle“, murmelte die kleine Edelfrau.

„Aber betrachten Sie nur, gnädige Herrin, dieſe friedlichen mit Moos überwachſenen alten Bäume“, fuhr der junge Prieſter fort, „dieſe Beleuchtung — kein Maler könnte ſie ſchöner hervorbringen — Alles hier iſt poetiſch.“ —

Da erinnern Sie mich an ein Sprüchwort der Spanier“, ſprach Frau Celina: „Gleich hinter dem Kreuze ſteht der Teufel“ — ſo ſteht hinter der „polniſchen Idylle“ der rebelliſche Bauer mit der gerade genagelten Senſe und der Räuber mit ſeiner Puſchka*).“

Herr Adam nahm keinen Theil an der Unterhaltung; er war ſehr verſtimmt.

„Was iſt Dir?“ fragte die Frau.

„Nimmt's dich Wunder?“ erwiderte er. „Wenn

*) Flinte.

ich so den blauen Wolken nachsehe, welche aus meiner Cigarre emporsteigen, da fällt mir unwillkürlich ein, so raucht auch dein Folwarek! die unglückliche Brandstätte! Ach! es ist doch ein beträchtlicher Schaden!"

„Es hilft Nichts, sich über Das zu grämen, was nun einmal nicht mehr zu ändern ist. Man muß sich trösten", sagte der geistliche Herr.

„Erfinden Sie lieber etwas, dieses gottvergessene Räubervolk auszurotten", seufzte der Edelmann.

„Nichts leichter", sprach der Pater, „vor Allem muß man des Hauptmanns habhaft werden."

„Das haben Andere schon versucht", fuhr Herr Adam auf.

„Und wie haben sie es versucht, mit Erlaubniß?"

„Mit Militär. vielem Militär", erwiderte der Gutsherr wichtig.

„Warum nicht gar mit Kanonen und Schiffen", rief Pater Antoni.

Pan Adam sah ihn verblüfft an.

„Mit Ihrer Erlaubniß", fuhr der Geistliche fort, „man muß es so machen wie im Fra Diavolo."

„Wie allenfalls?"

„Mit List, Herr Adam, mit List! Alle großen Räuber sind stets nur durch die Verrätherei ihrer Geliebten gefallen, oder gefangen worden. Und ge-

schah es dem starken Simson im alten Testamente etwa anders?"

Herr Adam stützte sein Kinn in die Hand, zog die Brauen philosophisch zusammen und murmelte dann: „ein guter Gedanke, ein sehr guter Gedanke."

Dieser Gedanke beschäftigte das würdige Paar so sehr, daß sich Beide zurückzogen, um ihm weiter nachzuhängen, die gnädige Frau in das Haus, und der Edelmann in die Scheune. Pater Antoni begab sich in den Hof.

*
* *

Im Hofe putzte der alte Kosak eben die Räder der Kalesche, als der junge Geistliche herankam, sich, die Hände auf die Kniee gestützt, zu ihm herabbeugte und leise begann: „Mein Freund, was ist Dir von dem Mädchen des Magaß bekannt?" Der Kosak schien die Worte überhört zu haben, und fuhr in seiner Beschäftigung fort, zwinkerte kaum mit den Augen und sagte endlich: „Wir werden Regen bekommen, die Enten plätschern."

„Lassen wir sie plätschern," erwiderte Pater Antoni ruhig, „aber der Magaß hat also ein Mädchen."

„Wer?" —

„Der Räuber."

„Wie soll ich —“

„Du hast es ja eben gesagt.“

„Ich?“

„Willst Du rauchen, Vetter?“ Der Geistliche zog seinen gestickten Tabakbeutel aus der Tasche. Der Kosak kraute sich in den Haaren, seufzte und sah ihn erstaunt an.

„Nun, wo ist Deine Pfeife?“

Der Alte zog sie verlegen lächelnd hervor, der Hochwürdige stopfte sie ihm eigenhändig und gab ihm sogar ein Zündhölzchen, was im Gebirge eine gewisse Rarität war.

„Nun, wie schmeckt das?“

„Oh! es schmeckt gut.“ — Er arbeitete weiter.

„Nun, — wo hat er also dieses Mädchen?“

Das Rad stöhnte und sang erbärmlich.

„Hier im Dorfe etwa?“ —

„Nein.“

„Wo also?“

„Was wollen Sie aber, heiliger Herr?“ sagte der Kosak plötzlich finster, „damit ist nicht zu spaßen, es ist eine gefährliche Sache, kümmern Sie sich um diese Dinge nicht.“ —

„Wenn ich mich aber sehr angelegentlich darum kümmern will.“

„Wie es Ihnen beliebt;“ der Alte zuckte mitleidig die Achseln.

„Also — wo hat dieser Räuber seine Geliebte, ist es ein Mädchen?“

„Ja, ein Mädchen.“

„Wo ist sie zu Hause?“

„Hier nicht“, erwiederte der Alte gleichsam nachdenkend, langsam, „dort — weit — im Gebirge, Niemand weiß, wer ihre Eltern waren, sie wohnt bei einer alten Widma*), welche allerhand Geheimnisse kennt, Zauberei treibt, Gewitter macht, das Vieh fallen läßt und zu Zeiten nach Kiew reitet**), auf einem schwarzen Kater.“

„Aber geh' doch, auf einem Kater?“

„Was glauben Sie, es ist ein Kater wie ein neugebornes Kalb, Gott soll mich strafen. Ueberzeugen Sie sich.“

„Das will ich auch, ich gehe heute noch zu ihr und Du sollst mich führen; willst Du das thun?“

„Es ist eine gefährliche Sache.“

„Du hast also Furcht?“

Der Kosak zog die Stirne zusammen. — „Meinetwegen. Ich will es thun.“

*) Wissende, Hexe.
**) Auf den russischen Brocken.

„Heute noch?“

„Heute noch.“

* * *

In einer klaffenden Spalte des ſchwarzen Gebirges lagen zerſtreute Hütten eines Hirtendorfes.

Eine hoch oben, über alle andern ragend, ſchien in den Fels gegraben und hob ſich nur unmerklich von dem grauen Geſteine ab, ein rechtes Eulenloch.

Hier ſtand jetzt rathlos der junge Geiſtliche und ſuchte vergebens einen Eingang, endlich klopfte er nicht gerade ſtark an den feſtgeſchloſſenen hölzernen Fenſterladen. Erſt blieb alles ſtill, dann tönte eine tiefe heiſere Stimme.

„Biſt Du's?“

„Allerdings bin ich es.“

Der Laden hob ſich, ein braunes gefurchtes Antlitz erſchien an der Oeffnung und zwei große graue Augen hefteten ſich kalt auf den Prieſter.

„Was ſuchſt Du bei mir?“

„Einen guten Rath.“

„Guter Rath iſt theuer.“

„Ich will ihn bezahlen, laß mich ein.“

„Geh' um den Fels —“ der junge Geiſtliche machte

eine Bewegung — „nicht da — links, ich komme Dir entgegen.“

Wirklich erschien die Alte auf dem zackigen Vorsprung, half ihm mit der knochigen Hand denselben ersteigen und wies ihm den Weg in ihre Hütte. Pater Antoni mußte sich in der Thüre bücken und trat dann vorsichtig über die Schwelle. Er befand sich in einem großen, viereckigen, niedern Raume, welcher zwei Fenster gegen Süden, und außer dem Eingange, durch den er gekommen, noch eine zweite Thüre wies. Eine Treppe und eine Art Fallthüre führten nach aufwärts unter das grobbalkige Holzdach. Der Pater rekognoszirte die Oertlichkeit mit ängstlicher Genauigkeit. Der Thüre gegenüber stand ein großer grüner Ofen, um den eine altersbraune breite Bank lief, seitwärts ein Tisch, gleichfalls von hölzernen Sitzen umgeben; in einer Ecke ein reinliches Bett von einem groben Linnen verhüllt, neben demselben eine alterthümliche Truhe mit großen bunten Blumen bemalt und ein Schrank in demselben slavisch-byzantinischen Style.

Auf dem offenen Herde brannte ruhig ein mäßiges Feuer, das seinen Rauch durch eine offene Luke des Daches aufwärts trieb. Die Wand war an verschiedenen Stellen mit griechischen Heiligenbildern beklebt. In der andern Ecke stand der wunderliche Sitz der

Alten aufgerichtet, ein geschnitzter Schemel, nicht viel verschieden von den Thronsesseln der Kaiser zu Byzanz, mit rothen verblichenen Polstern. Ein Holzblock, der eine höhnische Fratze zu schneiden schien, diente als Fußbank, zu Häupten ragte drohend ein nackter, weiß gebleichter Pferdeschädel.

Die Alte ergriff die Spindel, welche sie auf den Tisch gelegt hatte, winkte dem Priester Platz zu nehmen und ließ sich selbst wieder auf ihrem Sitze nieder. Der junge Geistliche betrachtete sie einige Zeit schweigend.

Es war ein nicht gewöhnliches Weib, groß, hager, mit scharfer Nase, einem Auge voll Geist und Kühnheit, ihr weißes Haar quoll beinahe ehrwürdig unter dem braunen Kopftuche hervor, ein weites graues Gewand hüllte sie mit malerischem antikem Faltenwurf ein.

„Nun was beliebt für ein Rath, heiliger Herr!“ sagte die Greisin lauernd.

„Ihr kennt geheime Kräfte der Natur“, begann der Priester, „man hat mich zu Euch geschickt als einen Kranken.“

„Ihr seid nicht krank“, erwiederte die Alte rasch und scharf, „das Einzige was Euch allenfalls fehlt, dürft Ihr nicht haben.“

„Und das wäre?“

„Ein Weib.“

„Und Ihr ſeid wirklich eine Wiſſende?“

„Warum nicht gar eine Hexe“, rief die Alte ſpöttiſch, „ich kenne einige Kräuter, einige Arzneien, ich kenne auch ein wenig die Menſchen, und habe einen Stein, der Schlangenbiſſe heilt, das iſt meine ganze Weisheit. Aber deshalb ſeit Ihr nicht gekommen.“

„Nein. Ihr habt ein Mädchen bei Euch.“

„Allerdings.“

„Ich wünſche mit ihr zu ſprechen.“

Die Alte blickte zu Boden, dann auf den jungen Geiſtlichen, diesmal feindſelig und mißtrauiſch.

„Nun?“

„Nun, — was ſoll Euch die Dirne? Das geht nicht an, das geht bei Gott nicht an“, murmelte die Alte.

„Ruft ſie nur.“ Der Geiſtliche ſtand auf und warf der Alten zwei Silberzwanziger in den Schooß.

„Wie ſoll ich ſie rufen?“ erwiderte die Alte, ohne die Münzen noch zu berühren, „ich will an dem, was Ihr etwa beabſichtigt, keinen Theil haben. Noch denke ich zu leben, und es iſt allem Anſchein nach Gefahr dabei. Aber ich kann Euch nicht verbieten hier zu warten, ſie wird ungerufen kommen.“ —

Die Alte begann emsig den Faden zu drehen, und summte vor sich hin. —

Die Sonne, im Niedergehen begriffen, brannte durch die offene Thüre auf die steinerne Diele — der Geistliche schwieg und jetzt schwieg auch die Alte. Da tönte ein seltsames mysteriöses Zischen und langsam hob sich ein kleiner Kopf unter der dicken Felsplatte und ein zweiter: zwei Schlangen richteten sich auf, blickten, mit ihren Zünglein zitternd, auf den fremden Gast, glitten dann leise über den Boden bis zu der warmen Holzschwelle und streckten sich hier im brütenden rothen Lichte aus. Pater Antoni winkte stumm der Alten und deutete auf das fremdartige Schauspiel.

„Es sind zwei von meinen Freunden", sprach diese. Ein Lächeln überflog ihr Gesicht. „Dort meldet sich ein dritter." Auf dem Ofen richtete sich ein großer schwarzer Kater gähnend auf und wirbelte seinen buschigen Schweif empor, und jetzt begann auch die Grille ihren traulichen Gesang, und der Holzwurm gab den Takt dazu.

Nicht lange, und eine kleine schlanke grüngoldene Eidechse lief über die Diele, ließ sich unweit der beiden Schlangen nieder, hob den klugen Kopf und drehte ihn behaglich im Sonnenlichte hin und her. Wieder nach einer Weile hörte der junge Geistliche ein starkes

Rauſchen wie von einem Frauengewande — die Alte richtete ſich auf — die Thüre ſeitwärts wurde lebhaft geöffnet und plötzlich ſtand ein ſchönes, junges Weib in derſelben, vom rothen Sonnenlichte wie von einer Glorie umfloſſen. Pater Antoni erhob ſich unwillkürlich, beinahe ehrfurchtsvoll.

Die Erſcheinung war auch nicht weniger impoſant, als fremdartig und reizend.

Eine junge Rieſin, kaum weniger als ſechs Fuß meſſend, aber von einer vollendeten Harmonie des Gliederbaues, ſtand, halb erſchrocken, halb drohend vor ihm — eine echte Tochter der Karpathen — eine ganze Huzulin.

Ihr rundes Geſicht wies ſtarke, ja derbe, aber charaktervolle und herrliche Züge, der Teint zeigte jenes geſättigte, ſonnige Braun der Hirtenmädchen Murillos, die dichten, diaboliſchen Brauen zogen ſich finſter über den runden weiten Gluthaugen zuſammen, das Roth der vollen Lippen weitteiferte mit dem Scharlach der Bänder, von denen die ſeltene fluthende Pracht des Haares durchflochten und zuſammengehalten war. Kleine Muſcheln aus dem Thyſſaflüßchen im ſchwarzen Gebirge — der originelle Hauptſchmuck der Karpathentochter — ſchwammen in demſelben wie in dunklen ſchimmernden Wellen.

Ein faltiger Rock von blauem Tuche fiel von ihren Hüften über die hohen rothen Saffianstiefel herab, ein Mieder von derselben Farbe umschloß ihren Oberleib, das feine Hemd zeigte über demselben auf der Brust und an den breiten Aermeln bunte gestickte Blumen, der breite rothe Gürtel, der Keptar*) von weißem Tuche mit gelber Wolle ausgenäht, gaben ihr etwas orientalisch Phantastisches. Goldmünzen dienten ihr als Ohrgehänge, schlangen sich in schweren Ketten um die Arme und fielen mit reichen Schnüren großer Korallen von ihrem Halse bis auf die Brust herab. In der Hand hielt sie einen Bergstock, dessen Knopf mit Blei ausgegossen war, auf ihrer Schulter saß ein großer Rabe, die weiten glänzenden Fittiche langsam bewegend.

„Was sucht Ihr da bei mir?“ fragte sie mit jenem wunderbaren Violoncellton einer tiefen Altstimme. Zugleich hob sie drohend ihre Waffe, der Rabe flog krächzend auf und kreiste mehrmals über dem Haupte des Priesters, die Eidechse und die Schlangen bargen sich erschrocken in den Steinritzen.

„Nun, antwortet!“

„Ich suche Euch.“

---

*) Eine kurze Jacke ohne Aermel.

„Mich?“ — Das junge gebieterische Weib maß ihn mit einem geringschätzenden Lächeln, stellte dann den Stock ruhig in die Ecke, setzte sich auf den Rand des Herdes und kreuzte die Arme auf der Brust.

„Ihr seid ein Priester?“ begann sie das eigenthümliche Verhör.

„Ja“, erwiederte Pater Antoni, der vor ihr in der seltsamsten Empfindung aufrecht und scheu wie vor seinem Richter stand.

„Woher seid Ihr?“

„Aus Lwów.“

„Das ist weit. Und woher kommt Ihr?“

„Von Jamna.“

„Aus dem Edelhofe?“

„Ja.“

Ein stolzes Lächeln flog über ihre kühnen, schönen Züge.

„Hat man Euch die Brandstätte gezeigt und von Magaß, dem Opritschek*), erzählt?“

„Man hat mir von ihm erzählt.“

„Und auch von mir?“

„Auch von Euch.“

„Und Ihr wurdet neugierig mich kennen zu lernen?“

„In der That“, sagte Pater Antoni, „Euch und den Magaß.“

*) Räuber.

Die Huzulin heftete ihr Auge forſchend auf ihn, ein Auge, vor dem der junge muthwillige Prieſter das ſeine zur Erde ſenkte.

„Nun, da habt Ihr mich. Was wollt Ihr noch?“

„Ich möchte Euch um eine Unterredung bitten.“

Die ſchöne Rieſin lächelte gleichſam mitleidig und gab der Alten einen Wink, auf welchen dieſe ſich langſam entfernte.

„Ihr könnt Euch ſetzen“, ſprach hierauf die Huzulin mit der Miene einer Fürſtin.

Pater Antoni näherte ſich ihr und bot ihr die Hand. Sie bewegte ſich nicht.

„Gebt mir doch die Hand.“

Sie gab ſie kalt und vornehm, der junge Geiſtliche hielt ſie aber feſt und begann leiſe, dringend:

„Ihr ſeid ein ſchönes Weib, bei Gott ein ſchönes Weib.“

„Das weiß ich, denn der beſte Mann im ganzen Gebirge liebt mich.“

„Und er wäre ein Dummkopf, nicht werth, daß ihn dieſe ſchöne Sonne beſcheint, wenn er es nicht thäte. Aber Du könnteſt ganz andere Männer haben, Herren, große Herren, Fürſten, ſobald Du nur willſt — wie nennſt Du Dich?“

„Wera Gregorewitſch; aber was macht Ihr

mir für Anträge, ich will davon nichts hören. Bemüht Euch nicht und geht bei Zeiten, ehe Magaß kommt."

„Kommt er?"

„Ei! gewiß kommt er."

Der junge Geistliche hatte sich neben der Riesin niedergelassen.

„Du könntest einen Schatz heben, einen reichen Schatz, ohne Zauberkünste", sprach er.

„Was sprecht Ihr von Zauberkünsten", rief sie unwillig.

„Seid Ihr etwa nicht alle Hexen hier im Gebirge", sagte der Geistliche, „und — Du — Du vor Allem — hast Du nicht diesen wilden Räuber verzaubert?"

„Dazu waren nicht viel Zauberkünste nöthig", entgegnete Wera selbstbewußt, die Lippen kräuselnd. „Und was für ein Schatz wäre da etwa zu heben?"

„Ein wahrer Schatz an Gold und Silber und Juwelen, wenn Du uns den Magaß verkaufen willst."

„Wozu wäre Euch der Magaß gut, was würdet Ihr mit ihm anfangen?" fragte sie naiv.

„Ihn aufhängen, mein Liebchen!"

Die Huzulin sprang mit der vollen Wildheit eines Naturkindes auf, ihre Augen funkelten zornig.

„Geht mir — Ihr seid kein heiliger Mann — ein Verführer seid Ihr — ein Teufel!" sie bekreuzte sich

Stirne und Bruſt. „Ich will nichts von Eurem Schatze. Dankt Gott, wenn ich Euch nicht dem Magaß überliefere.“

Dem jungen Geiſtlichen lief ein Schauer über den Leib.

„Was denkſt Du denn? Du wärſt im Stande —“

„Ihr fürchtet Euch vor mir, glaube ich“, ſprach die Huzulin mit ſelbſtzufriedenem Lächeln.

„Warum denn, mein Täubchen, mein Engel?“ flüſterte Pater Antoni, den Arm um Wera's Hüfte legend.

„Warum? weil ich, obwohl nur ein Weib, mehr Kraft habe, als Ihr.“

„Wahrhaftig, Ihr ſeid im Stande mich zu überwinden.“

„Aber es wäre ja nicht der Mühe werth“, ſprach ſie ruhig. „Und jetzt fort von hier.“

„Willſt Du uns alſo nicht verrathen, wann der Magaß kömmt?“ begann noch einmal der Prieſter.

„Iſt das Alles, was Ihr wollt?“ rief Wera erſtaunt; „nun, er kommt heute Abend. Ich ſage es Euch, damit Ihr es wißt und ihm aus dem Wege gehen könnt, denn Ihr fürchtet ihn ja Alle, Ihr Polaken, wie die Sünder ihren Herrgott. Ja, er kommt heute Abend und geht erſt am Morgen. Aber ver-

rathen werde ich ihn nicht. Ich bin nur ein armes Mädchen, ohne Eltern, ohne Verwandtschaft, ohne Freundschaft, aber ich verkaufe Niemanden. Und dann" — fügte sie hinzu, indem sie spöttisch ihre Goldmünzen durch die Finger gleiten ließ, „was könnt Ihr mir geben, was ich nicht von ihm bekäme, sobald ich nur will? Er ist im Gebirge, wie der Kaiser an der Donau, wie der Czar in Moskau." — — —

Sie öffnete die Truhe, deren Deckel inwendig mit Heiligenbildern beklebt war, die einen zerbrochenen Spiegel umgaben, kniete nieder und betrachtete sich in demselben, dann setzte sie sich auf der Schwelle nieder, die Arme über dem Knie gekreuzt, lehnte sich an die eichene Thürpfoste und sang in die weite dämmernde Landschaft das schwermüthige Volkslied:

„Mir thut der Kopf nach dem Geliebten weh."

* * *

Spät am Abend desselben Tages, als es vollkommen dunkel geworden war, zogen Herr Adam, der junge Geistliche und der Kosak zu Pferde, von den Hofleuten und einigen mit Dreschflegeln bewaffneten Bauern begleitet, aus, um den Wataschko*) Magaß zu

*) Räuberhauptmann.

fangen, nachdem der Pater von seinem Streifzug im schwarzen Gebirge die Nachricht heimgebracht hatte, daß derselbe dort in Wera's Hütte sein werde.

Frau Kanwizka stand in einen Shawl gewickelt auf der Freitreppe und winkte den Fortziehenden mit ihrem Tuche, bis sie in der Nacht verschwunden waren.

Stunde auf Stunde hatte der kleine hölzerne Kukuk im Speisezimmer gerufen, es war gegen Mitternacht; Frau Kanwizka warf den neuen französischen Roman, in welchem sie bis jetzt gelesen hatte, von sich, stand auf, gähnte und schritt dann, die Arme auf der Brust gekreuzt, im Gemache auf und ab, ungeduldig den gefesselten Helden des schwarzen Gebirges erwartend. Das Feuer im Kamine brannte ruhig, der Papagei schlief, auch draußen vollkommene, beinahe feierliche Stille.

Frau Celina setzte sich an das Pianino, fuhr über die Tasten und erhob sich wieder, gelangweilt zugleich und aufgeregt. Plötzlich schlug der große Wolfshund im Hofe an, und noch einmal, tief, dumpf, unheimlich. Dann schwieg wieder Alles. Eine Weile darnach tönte aber auf dem Gange ein befremdendes Geräusch, wie wenn Jemand leise mit bloßen Füßen durch denselben schritte.

„Wer ist da?" fragte die Edelfrau.

Keine Antwort.

„Wer ist da?“ rief sie noch einmal, ging dann zur Thüre, riß sie auf und prallte entsetzt zurück.

Vor ihr stand ein sechs Fuß hoher Mann, mit geschwärztem Gesicht, und verneigte sich lächelnd.

Die Edelfrau schrie auf.

„Machen Sie keinen Lärm, gnädige Frau, sonst geschieht ein Unglück.“

„Wer seid Ihr — Ihr wollt mich morden?“

„Ich denke nicht im Entferntesten daran.“

„Also berauben?“

„Auch nicht.“

„Wer seid ihr also?“

„Ich bin der Magaß. Ihr habt Alle auf mich jagen geschickt, mich einzufangen, da bin ich.“

„Jesus Maria!“ stöhnte Frau Kanwizka, und wich bebend hinter das Pianino zurück.

Der Räuber war indeß vollends hereingetreten und hatte die Thüre gesperrt. Die Edelfrau betrachtete ihn rathlos mit stummem Grauen.

Magaß war eine vollendete Heldengestalt, hoch, schlank und kräftig, seine schönen, ehernen Formen drückten sich in dem groben, schwarzen, fettgetränkten Hemde, das von einer Messingschnalle zusammengehalten war, den Beinkleidern von blauem Tuche, den Cho=

daki*) von rothem Leder vollkommen plastisch aus. Die braune Jacke hatte er leicht um die Schulter geworfen, unter dem breitkrämpigen, schwarzen Filzhut, welcher mit glitzernden Pfauenfedern, rothen Bändern, verschiedenen Münzen verziert war, fiel sein langes schwarzes Haar bis auf die Schultern herab, sein breiter Gurt, in dem ein Messer stak, war mit Messingknöpfen besetzt, von der Rechten zur Linken hing ihm eine würfelartig gestickte Tasche von gefärbter Wolle, auf der Schulter hatte er die Flinte, deren Lauf damaszirt und mit einem Spruche aus dem Koran verziert war, ein Beutestück aus den Türkenkriegen, und in der Hand den Topor.**)

„Nun, was willst Du also? nimm meine Juwelen, es steht Dir Alles zu Diensten", sprach die Dame.

Der Räuber schüttelte den Kopf. „Halten Sie mich für keinen Unmenschen, meine gnädige Frau", sprach er demüthig; „Sie haben Ihren Mann fortgeschickt mich zu suchen und er wird lange suchen der gute Herr, es wäre aber eine Sünde und keine geringe wenn eine so liebenswürdige Dame indeß so allein bliebe. Deßhalb bin ich also da, meiner Gnädigen die Zeit zu vertreiben."

*) Bundschuhe.
**) Beilstock der Huzulen.

Die kleine nervöse Frau war einer Ohnmacht nahe. „Mon Dieu!“ seufzte sie auf, während ihr Blick halb erschreckt, halb wohlgefällig die Heldengestalt des Huzulen maß.

Dieser legte Hut und Waffen ab und näherte sich ihr dann mit einem Lächeln. Vergebens wich die Edelfrau in die entfernteste Ecke des Zimmers zurück, vergebens stieß sie einen gellenden Schrei aus, daß der Papagei aus dem Schlafe schreckte, schon hob sie der Räuber auf seine Arme wie ein Kind.

„Bon appétit, Madame“, rief der Papagei, „bon appétit.“

*
* *

Herr Adam zog indeß mit seiner Schaar sachte durch das Dorf Jamna und bog dann in den Seitenweg, welcher zwischen Weidenbäumen dem schwarzen Gebirge zulief.

Schon an dem Ausgange des Weilers geschah etwas sehr Bedenkliches.

Es begegnete dem Zuge nämlich ein Bauer, welcher auf seinem mit Weidenruthen umspannten Wägelchen einen Sarg führte. Der Gutsherr sah seine Leute kläglich an.

Es war vollkommen finstere Nacht, als sie am

Fuße des Gebirges ankamen; an dem Holzkreuze, von dem aus nur ein schmaler Pfad zu den zerstreuten Hütten von Horyna, und dem Eulenloch der alten Widma führte, hielten sie Rath.

„Es ist besser, wenn wir absteigen", meinte der Geistliche.

„Wer aber wird die Pferde halten?" fragte Herr Adam.

„Nun ich", rief der Kosak dienstfertig.

„Nein, nein, das kann einer von den Bauern."

„Also einer von den Bauern", seufzte Petrenko.

„Und nun vorwärts", befahl Herr Adam sehr heftig und laut; „aber wer soll voran gehen?"

„Diese Ehre gebührt Ihnen, Herr Adam", sprach der Pater, „als unserem General gleichsam."

„Wo haben Sie gehört, daß man den General an die Spitze stellt? Das ist die Sache der leichten Truppen. Also ich bitte."

„In wiefern, Euer Hochwohlgeboren? Rechnen Sie mich zu den leichten Truppen?" sagte Pater Antoni verletzt.

„Nun das aber werden Sie zugeben", schrie Herr Adam, „daß der Kosak immer vorangegangen ist in allen unseren Kriegen, folglich trifft es hier den Petrenko."

Der Alte murmelte etwas, bekreuzte ſich, und ging dann unbekümmert und ziemlich raſch vorwärts, ihm folgten der Geiſtliche, dann Herr Adam, dann die Hofleute und Bauern.

Der Weg war mühſelig genug; zerklüftet, von Steinen reichlich überſäet, gab er nur für einen Mann Raum und ſtieg zwiſchen einer abſchüſſigen hohen Felſenwand und einer tiefen Schlucht, durch die ein weißſchäumender Sturzbach brauſte, den Berg empor. Zum Ueberfluß zogen ſich noch dichte Wolken zuſammen, ſo daß nur einzelne Sterne trübſelig durch den grauen Schleier blinzelten, und man kaum auf zehn Schritte die Dinge unterſcheiden konnte.

„Hier iſt die Stelle wo die fünf Kaufleute ermordet worden ſind", ſprach der alte Koſak, auf ein Holzkreuz deutend, das an dem Felſen hing. Alle blieben ſtehen. „Da hat man ſie hinabgeſtürzt." Er wies auf den klaffenden ſchwarzen Abgrund.

Eine Eule ſchrie oben im Geſtein.

Kaum waren ſie wieder ein paar Schritte ſachte bergan geſtiegen, als plötzlich der Koſak ſich niederduckte wie ein junger Soldat, dem in der Schlacht die erſte Kugel über den Kopf fliegt, und alle Andern folgten unwillkürlich ſeinem Beiſpiele.

„Was war das?" fragte der Geiſtliche leiſe.

„Eine Fledermaus", brummte der Kosak.

Wieder ging es vorwärts, eine gute Weile, bis zu dem Baume, welcher den Sturzbach überbrückte. In dem Augenblicke wo Petrenko seinen Fuß auf denselben setzte, tönte ein gellender Pfiff hoch oben in den Bergen und gleich darauf der wild elegische Ruf des Trembit*).

„Nun ist Alles aus", sprach der Alte.

„Das sind die Räuber", flüsterte Herr Adam, seine Knie zitterten heftig.

„Gieb mir Schnaps" —

Keine Antwort.

„Schnaps, Bruder", wiederholte der Edelmann noch dringender und griff mit der Hand zurück, aber er faßte nur die leere Luft und als er sich umwendete, war keiner von seinen Leuten zu erblicken.

„Sie sind fort", jammerte Herr Adam, „wir sind verrathen, beten Sie, Hochwürden, beten Sie!"

In der That hatten sich die Bauern und die Gutsleute einer nach dem andern leise davon gemacht und die drei Helden, die vorangegangen waren, standen nun allein, verlassen, in der Schlucht des schwarzen Gebirges.

---

*) Das galizische Berghorn. Sein Klang ist dem des Flügelhornes am ähnlichsten.

„Wie wäre es, wenn wir ein Lied anstimmen würden", sagte der Kosak.

„Was für ein Lied", murmelte Pater Antoni.

„Singen Sie nur aus voller Kehle mit."

Und die drei begannen, ohne daß sie den Muth gehabt hätten vorwärts oder rückwärts zu gehen, im Chorus:

„Wir sind unserer Viele! wir sind unserer Viele!"

Da erdröhnte es plötzlich über ihren Häuptern und es kam mit einem furchtbaren, betäubenden Getöse in die Tiefe.

Steine hatten sich hoch oben gelöst und stürzten, das Gerölle unterwegs mitreißend, herab.

Die drei Helden dachten aber keinen Augenblick weiter nach, sondern liefen, ohne nur einen Laut auszustoßen, in athemloser Eile der Ebene zu, von dem spöttischen Lachen der Käuzchen begleitet. — — —

Gegen Morgen kamen sie müde, zerschlagen, mit Schweiß bedeckt in der Kartschma*) von Jamna an, wo sich früher schon allmälig auch die andern Tapferen, Gutsleute und Bauern wieder zusammengefunden hatten.

Herr Adam maß sie Alle mit einem strengen Blicke. „An Euch ist Alles gescheitert", sprach er, —

*) Schenke.

„übrigens will ich die Sache nicht unterſuchen. — Es iſt beſſer, wenn man davon ſchweigt.“

„Es iſt uns gegangen wie den Wölfen im Märchen“, ſprach der Koſak lächelnd, nachdem er ein großes Glas Branntwein hinabgeſtürzt hatte.

„Wie ſo!“ fragte Pater Antoni.

„Nun Hochwürden ſo,“ erzählte der Alte, „es iſt ein altes Huzulenmärchen. Einmal da wurden die Hausthiere ihres Dienſtes müde, und unzufrieden mit der Herrſchaft des Menſchen; da zogen ſie Alle zuſammen in einer Nacht fort, Kuh und Pferd, Hahn und Ente, Katze und Gans, und nur der Hund blieb zurück; und ſie wanderten den ganzen Tag bis zum Abende und kehrten Nachts im Walde in einer verlaſſenen Hütte ein; da legte ſich die Katze gleich auf den Herd in die warme Aſche, Pferd und Kuh auf die Streu, die Ente ſetzte ſich unter die Bank, die Gans unter den Tiſch, die Henne auf die Waſchſtange, und der Hahn auf den Giebel.

Und in der Nacht kamen Wölfe, ein ganzes Rudel, hielten Rath und ſchickten den größten in die Hütte zu ſehen, ob da Leute wären. Und mein Wolf ſchlich herein, ſah die Augen der Katze leuchten und meinte, da ſei Feuer, und wie er nahe kam, fuhr ihn die

Katze an und krallte ihm in die Augen, und das Pferd erhob sich und schlug ihn mit dem Hufe, und wie er die Flucht ergriff, stieß ihn die Kuh mit den Hörnern an die Wand, die Henne sprang ihm schreiend auf den Rücken, die Gans und Ente zwickten ihn schnatternd in die Beine, und als er endlich zerzaust aus der Hütte in das Weite rannte, da begann der Hahn aus voller Kehle zu schreien.

Mein Wolf kam also übel zugerichtet zurück und sprach: „Ihr habt mich da schön hineingesetzt, die ganze Hütte steckt voller Leute. Wie ich eintrete, ist es ganz dunkel; ich nähere mich also dem Herde, auf dem Kohlen glühen. Aber kaum komme ich herzu, fährt die Köchin auf und kratzt mir bald die Augen aus, und der Knecht erhebt sich und schlägt mir mit dem Drechflegel über den Kopf, der Grundwirth selbst aber rennt mich von hinten mit der Heugabel an die Wand und die Frau stößt mir mit der Spindel in den Nacken, während die Mägde: „So; so!“*) rufen und mich mit ihren großen Scheeren zwicken, und zum Ueberflusse schreiet noch Einer, als ich glücklich das Freie gewinne, mit schmetternder Stimme: „Gebt ihn mir her! gebt ihn mir her!“

*) „Tack, tack!“ Nachahmung des Entenlautes.

Und die Wölfe besannen sich nicht lange, und liefen davon, wie wir im schwarzen Gebirge."

Als Herr Adam mit seiner Schaar am hellen Morgen an das Thor seines Edelhofes kam, war eine Art Plakat an demselben angeschlagen.

„Lies", sprach er zu dem Kosaken, denn die Schrift auf dem Anschlag war in russischen Kirchenbuchstaben, welche er als Pole nur mit Mühe las. Der Kosak began:

„Befehl an Herrn Adam Kanwiski, Grundherrn auf Jamna, dem Kvitka seine Pferde und dem Hrechora seine ungarischen Ochsen sofort herauszugeben, widrigenfalls nach altem Brauche über ihn Gericht gehalten wird.

Magaß Wataschko."

„Steht das wirklich da", murmelte Herr Adam versteinert und begann mit Hülfe des Geistlichen Wort für Wort nachzubuchstabiren.

„In der That", sagte Pater Antoni.

„Nun, was ist da zu machen", rief Herr Adam. „Sie sehen selbst, gebt also die Pferde frei."

„Und auch die Ochsen?" fragte der Kosak.

„Was fragst Du noch", schrie Herr Adam ärgerlich; „auch die Ochsen!"

* * *

Eine Folge jedoch hat die denkwürdige Nacht in Jamna doch gehabt: der Kosak begegnet den Leuten, die in den Hof treten, mit der größten Höflichkeit, Herr Adam denkt nicht mehr daran, von seinen Bauern etwas Anderes zu verlangen, als was im Patent steht, Frau Celina Kanwizka rührt seit Jahr und Tag die Peitsche nicht mehr an und Pater Antoni, der sich fortan ausschließlich seinem Beruf als Erzieher und Geistlicher gewidmet, hat es vollständig aufgegeben, Magaß den Räuber oder irgend einen andern Räuber im schwarzen Gebirge zu fangen.

Dafür geht nun aber auch im Edelhof und den dazu gehörigen Vorwerken Alles in der besten Ordnung und man hat nie mehr gehört, daß dem Herrn Adam eine Scheune angezündet worden sei oder Frau Celina Kanwizka ein Räuber die Nacht über die Zeit vertreiben habe.

# Unſer Deputirter.

Es war im Eismonate eines strengen galizischen Winters, als in dem Bezirke von Horodenka die Wahl eines Deputirten für den Landtag ausgeschrieben wurde. Sofort bildeten die verschiedenen politischen Parteien ihre Comitee's; zuerst die Polen.

Ihre Wahl zeigte ebenso viel politische Reife als praktischen Sinn; ihr Comitee war zwar weder in der Gesetzgebung, noch in der Volkswirthschaft zu Hause — es trug aber auch keine Brillen und schrieb keine ellenlangen Protokolle; dafür tanzte, sang und spielte es ausgezeichnet, plauderte in fünf Sprachen und hatte die elegantesten Toiletten im ganzen Kreise, denn es war Niemand anderes, als die hübsche, geistreiche, eroberungslustige Herrin von Zlotagora. Man mag immerhin die Köpfe schütteln, Frau Teofila war in ihrer grünsammtenen Kazabaika*) ein ganz stattliches Comitee.

---

*) Galizische Damenjacke.

Wie ärmlich nahm sich dagegen jenes der Russen*) aus: ein paar tüchtige, aber beschränkte Landpfarrer, in verschossenen Röcken und ungewaschenen Kolar, einige Dorfrichter in neuen Schafspelzen, welche einen entsetzlichen Geruch in die Berathungen brachten, eine bescheidene Agitation von den Kanzeln hölzerner Dorfkirchen herab und in den Gemeindeversammlungen.

Die Masse der Wähler bestand aus russischen Bauern, bei denen freilich elegante Toiletten und eine geistreiche Conversation ebenso wenig den Ausschlag gaben, als Predigten und officielle Rathschläge. Ganz andere Vertrauensmänner führten unter ihnen in der Schenke das große Wort: der schriftgelehrte Kirchensänger, welcher das seltene Talent hatte, nie betrunken und niemals nüchtern zu sein; der Winkelschreiber, ein ehemaliger Student, seit seinem letzten juristischen Examen von einer pessimistischen Weltanschauung und boshaftem Menschenhaß erfüllt, die Geißel der Aemter und Gutsbesitzer und das Orakel der Bauern; dann der Schankjude, das lebendige Versatzamt der ganzen Gegend, das Finanzgenie im Naturzustand, und zuletzt der Urlauber, welcher fremde Länder, Leute der verschiedensten Zungen, kennen gelernt hatte, schon durch seinen schadhaften, alle Farben spielenden weißen

*) Ruthenen ist der kirchliche Name.

Rock und die blaue Holzmütze, eine Persönlichkeit, die nicht übersehen werden konnte.

Frau Teofila rollte ihre Agitation so geschickt auf, wie deutsche Frauen ein Zwirnknäuel; sie knüpfte kleine Pächter, Juden, einzelne vom Edelhofe abhängige Bauern wie Fäden aneinander und umstrickte die Wähler immer mehr und mehr. Als ein geschickter Feldherr übersah sie jedoch keinen Augenblick die großen Schwierigkeiten, welche sich in ihrem, beinahe durchaus von Russen bewohnten Bezirke der Wahl eines polnischen Candidaten entgegensetzten.

Nicht vergebens hatte man ihr von Lemberg aus den Wink gegeben, sich der russischen Partei zu nähern und sie zu gewinnen, und sie dann den polnischen Zwecken um so sicherer dienstbar zu machen. Zum Ueberfluß hatte das russische Comitee einen sehr ungefährlichen Candidaten aufgestellt, den ältesten Pfarrer der Gegend, einen Mann wie ein Kind.

Frau Teofila hatte in den Zeitungen mehr als einmal den Namen eines andern unirten Geistlichen ihrer Gegend gelesen, dessen literarische Versuche auch bei den Polen Anerkennnng fanden, es war Herr Anielowicz, Pfarrer in Czerneliza. Mehr als einmal hatte sie von dem Einflusse gehört, den er bei dem Landvolke hatte.

Dieſer mußte in ihr Netz gezogen werden . . .

Aber wie?

Das wußte ſie ſelbſt nicht.

Sie beſchloß, ihren Schlachtplan — wie Napoleon — erſt Angeſichts des Feindes zu machen.

Herr Kamil, ihr Gatte, ein kleiner, wohlbeleibter Lebemann, gutmüthig wie eine Taube, wurde mit dem Arrangement einer Fuchsjagd betraut, und Herr Anielowicz mit mehreren benachbarten Gutsherren zu derſelben eingeladen — natürlich nebſt ſeiner Frau — denn er war wie alle unirten Geiſtlichen, verheirathet.

Von allen Vorurtheilen der polniſchen Race gegen die ruſſiſche und insbeſondere gegen deren Prieſterſchaft erfüllt — erwartete Frau Teofila das Paar mit einem Gefühle, wie man etwa die Wanderheuſchrecken erwartet oder die Cholera.

Der verhängnißvolle Morgen kam. Die Sonne ging in dichtem, weißem Nebel als eine rothe Dunſtkugel auf, die Schneedecke, welche auf der Erde lag, war feſt gefroren. Schlitten auf Schlitten fuhr vor dem Edelhofe vor. Endlich kam Anielowicz mit ſeiner Frau. Da entdeckte Frau Teofila zu ihrer Ueberraſchung, daß der Pfarrer ein junger, ſchöner Mann von nicht dreißig Jahren war, mit einem edelgeſchnittenen, ſchwermüthigen Geſichte, hoch, ſchlank, feingebildet, er

roch weder nach Zwiebeln, noch sah sein Rockkragen einer Speckschwarte gleich, ja er trat ihr nicht einmal die Fußzehen ab.

Zu gleicher Zeit fand ihr Gatte, Herr Kamil, Gelegenheit, dieselben Vorurtheile bei Frau Elsbeta Anielowiczowa abzulegen. Er fand in der Frau des russischen Pfarrers, trotz ihrem großgeblümten Rocke und ihrem altmodischen Mantel mit engen Aermeln und viereckigem Kragen, ein ganz allerliebstes kleines, rundes Weibchen, mit einem trotzigen Stumpfnäschen und den lustigsten blauen Augen.

Als man nach dem Frühstück in den Wald fuhr, saß Anielowicz mit Teofila im Schlitten während Herr Kamil mit der kleinen Pfarrersfrau in jenen des Pfarrers stieg. Im lebhaften Gespräch lehnte sich Teofila an die Schulter des schönen Pfarrers, ihr Fuß ruhte zufällig auf dem seinen, so ruhig wie auf einem Schemel. Dagegen ließ es sich ihr würdiger Gemahl durchaus nicht nehmen, die erstarrten Händchen der Pfarrersfrau zwischen seinen Fäusten zu wärmen.

Als die beiden Paare ihren Stand einnahmen, war das Doppelunglück bereits geschehen und das Blatt hatte sich gewendet.

Frau Teofila vergaß ihre patriotischen Pläne, denn sie hatte sich in Herrn Anielowicz verliebt,

während ihr Gatte eine Art Leidenschaft für die Pfarrersfrau gefaßt hatte.

Ein Fuchs kam vorbei und wurde von Elsbeta angeschossen. Er setzte sich in den Schnee, hob die Hinterpfote und begann zu heulen.

„Heule, du Bestie;" fluchte Herr Kamil, „mir geht's noch schlimmer, wie dir", dachte er dabei, „und ich darf nicht heulen." —

Und Frau Teofila redete sich ein, daß sie nur dem Rufe des Vaterlandes folge, wenn sie alle ihre Reize wie eine Reihe Petarden gegen den bescheidenen Landpfarrer abbrannte.

Unmittelbar nach der Fuchsjagd ging das polnische Comitee daran, einen tüchtigen Candidaten für den Wahlbezirk aufzustellen, das heißt, das Comitee saß in seiner grünsammtenen Kazabaika behaglich im Lehnstuhl, rauchte eine Cigarette und sagte kaltblütig zu seinem Gemahle: „Weißt Du, wer in Horodenka gewählt wird?"

„Das weiß ich bei Gott nicht", entgegnete Herr Kamil.

„Wer anders als Du selbst", sprach die Edelfrau.

„Ich?" rief der Gatte erschreckt, „da weiß ich wohl einen besseren Candidaten."

„Ich weiß keinen beſſeren als Dich", antwortete ſie.

„Du überſchätzeſt mich, liebe Teofila", ſprach Herr Kamil geſchmeichelt, „da wäre z. B. Herr Anielowicz —"

Nun entſpann ſich ein leidenſchaftlicher Streit. Alle möglichen politiſchen, nationalen und perſönlichen Argumente raſſelten aneinander. Gingen die Meinungen der Eheleute über Herrn Anielowicz wirklich ſo ſehr auseinander? — Im Gegegentheil. Beide waren von ſeinen Vorzügen in gleichem Maße überzeugt, und eben deshalb wünſchte ihn Herr Kamil im Landtage und Frau Teofila — bei ſich zu ſehen.

Alle politiſchen Abſichten traten in den Hintergrund.

Herr Kamil erwartete keinen Erfolg bei der kleinen Pfarrersfrau, ſo lange ihr Mann an ihrer Seite war, und Teofila verſprach ſich wenig Annäherung von dem Landpfarrer, ſolange ihr Gemahl im Nebenzimmer mit dem Oekonom Mariage ſpielte. Darum wünſchte er, daß die Wahl auf Herrn Anielowicz und ſie, daß ſie auf ihren Mann falle.

Vergebens wies ihr Gemahl darauf hin, daß die ruſſiſchen Bauern nur einen Ruſſen wählen dürften.

„Sind wir nicht ruſſiſcher Abkunft?" erwiderte ſie, „ebenſo gut unſere Familien unter polniſcher Herr-

ſchaft polniſch geworden ſind, können wir jetzt, wo die ruſſiſche Nationalität in Galizien ſo kräftig aufblühet, wieder Ruſſen werden. Ja, Kamil, Du ſollſt der Erſte ſein, welcher zu der Sprache ſeiner Väter zurückkehrt."

Herr Kamil kratzte ſich am Kopfe. „Aber ich kenne ja die Sprache meiner Väter gar nicht."

„Das thut nichts", entgegnete das Comitee ſiegesgewiß. „Ich verſchreibe Dir heute noch ein ruſſiſches ABC-Buch, eine Sprachlehre und ein Wörterbuch aus Lemberg, Du gehſt fortan als Koſak herum, ich in einer ruſſiſchen Mütze, wir wünſchen Jedem daß er geſund bleibt*) und Deiner Wahl ſteht kein Hinderniß mehr im Wege."

Herr Kamil fügte ſich endlich, ließ ſich als Candidaten aufſtellen, trug ellenweite Koſakenhoſen und buchſtabirte fleißig mit dem Schulmeiſter; aber ſeine Seele war voll Tücke und Bosheit.

Während ſeine Frau durch die Energie, mit der ſie die Wahl ihres „lieben Mannes" betrieb, die Bewunderung des ganzen Bezirkes erregte, agitirte dieſer „liebe Mann" heimlich, verſteckt, mit dem Factor, dem Oekonom, dem Schankjuden gegen das Comitee, gegen ſie, gegen ſich ſelbſt.

---

*) Zdorowbudte — Bleibt geſund, — iſt der klein rußiſche Gruß.

Während sich die adeligen Nachbarn in seinem Hause in altem Ungarwein für seine Wahl begeisterten, verschlangen die Bauern in der Schenke auf seine Kosten Schnaps im Interesse des Landpfarrers. Das einzige, was er that, um sein Gewissen zu beschwichtigen, war, sich des Pfarrers dahin zu versichern, daß er mit den Polen stimmen würde. Als Herr Anielowicz dieses Ansinnen zurückwies, warb der Vaterlandsverräther dennoch nach wie vor Stimmen für den Russen.

Teofila sah den gefährlichen Landpfarrer täglich bei sich, natürlich nur, um mit ihm — russisch zu lernen. Sie trug eine Kosakenjacke ohne Aermel, eine russische Mütze, deren goldene Quaste kokett in ihr üppiges braunes Haar fiel — alles für das Vaterland, alles für die Wahl ihres Mannes.

Er aber, der Undankbare, ließ — sobald Anielowicz in den Salon trat, die Pferde anspannen und fuhr nach Czernelica zu — ihm. Täglich hatte er das Unglück, den Pfarrer nicht zu treffen und sich ein Stündchen mit dessen reizendem Weibchen zu unterhalten. Täglich gebrauchte er die boshafte Ausrede, er habe Anielowicz aufgesucht, um sich ihm als Candidaten vorzustellen und seine Stimme zu gewinnen.

Wie gut, wie aufmerksam war dagegen Teofila.

Der Undankbare sollte vor der Wahl zu den Wählern sprechen und behauptete mit raffinirter Bosheit, er habe ihnen eigentlich nichts zu sagen. Da saß schon Teofila an dem eleganten kleinen Schreibtisch, verfaßte die Rede und lernte sie ihm noch dazu ein. Alles für das Vaterland.

Er, der Undankbare, fuhr in die Stadt, kehrte mit einem prachtvollen Diamantenschmuck zurück und war boshaft genug, diesen Einkauf seiner Frau als ein Geschenk für das reizende Pfarrersweibchen zu präsentiren. Natürlich war das nur ein neues Wahlmanöver, um die wichtige Stimme des Pfarrers zu gewinnen.

Als Anielowicz an demselben Abende nach Hause zurückkehrte, fand er Elsbeta, welche in einem kostbaren Schmuck vor dem Spiegel auf- und abspazierte.

„Von wem ist der Schmuck?" fragte er erstaunt.

„Von Herrn Kamil; ist er nicht vornehm, königlich?" sagte das Weibchen mit hoch gerötheten Wangen.

Der Landpfarrer sprach kein Wort, setzte sich und blickte traurig zur Erde.

„Was ist Dir?" rief auf einmal Elsbeta; „Dich freuen die Diamanten nicht — ich hätte sie nicht annehmen sollen." —

„Nein", entgegnete der Pfarrer.

Im Nu waren die Diamanten abgelegt, eingepackt und zurückgeschickt. „Ich verstehe Dich“, sagte das göttliche Weibchen, „er will uns bestechen, weil er Deine Stimme braucht.“ —

„Meine Stimme?“ — sagte Anielowicz erstaunt.

„Was sonst!“ rief das Weibchen, das sich wieder fröhlich auf dem Knie des Gatten schaukelte. Entzückt von der Unschuld der guten reinen Seele, zog sie dieser an seine Brust und bedeckte sie mit Küssen.

Als Herr Kamil die Diamanten zurückbekam, die er der schönen Pfarrersfrau geschenkt hatte, beschloß er, fortan feiner zu manöveriren. Indeß sollte auch Frau Teofila eine traurige Erfahrung machen. Sie benützte einmal die Abwesenheit ihrers Gatten — um Herrn Anielowicz zu einer — Wahlconferenz zu laden.

Der Landpfarrer kam in gutem Glauben, denn er hatte keine Ahnung, daß die Polin eine Leidenschaft für ihn gefaßt hatte. Der gute Mann wußte gar nicht, daß er, sobald er nur seinen rothen Regenschirm in die Ecke gestellt hatte, schön war wie ein Held der Sage. Als er statt der Wahlconferenz Teofila in einem reizenden Negligee fand, setzte er sich, als sie ihn zu sich auf den schwellenden Divan zog, an die Ecke und zwar auf den äußersten Rand.

Teofila sprach zuerst wirklich von der Wahl ihres

Gatten. Sie suchte dem Russen zu beweisen, daß sein Stamm in Galizien nur zwischen Verbrüderung mit den Polen oder Unterwerfung unter deren Einfluß zu wählen habe.

Die schöne Frau verlor bald die Geduld mit dem spröden Manne.

„Du denkst doch nicht daran, Dich selbst wählen zu lassen", sprach sie, „was hast Du davon? Mein Mann ist auf diese herbstlichen Früchte angewiesen, Dir glänzt das Leben in tausend Blüthen und umgibt Dich mit süßem Duft." . . .

Da sie ihn nicht mehr „Herr" nannte, gab sie ihm nach polnischer Sitte das „Du."

Der Landpfarrer wurde blutroth und wischte mit dem Rücken der Hand über die Stirne.

„Liebe macht glücklicher als Ehrgeiz", sprach endlich die Polin.

„Sie haben recht", sagte Anielowicz, ohne sich zu bewegen, „und deshalb gehe ich nicht in den Landtag, sondern bleibe bei — meinem Weibe."

„Du liebst Dein Weib?" fragte die Polin.

„Wie sollte ich nicht", antwortete er; „wir dürfen nur einmal heirathen, vor der Weihe als halbe Kinder. Junge Gemüther schließen sich leichter aneinander, weil

sie weniger selbstsüchtig sind; deshalb sind unsere Ehen so glücklich."

Teofila antwortete mit einem Seufzer. Seit diesem Abende aber betrieb sie die Wahl ihres Gemahls noch thätiger, denn sie war entschlossen, den Russen um jeden Preis zu ihren Füßen zu sehen . . .

Es kam der Tag der Wahl. Am frühen Morgen, das Hühnervolk machte eben seine Toilette, überhörte Frau Teofila, den Kopf voll Papilloten, noch einmal ihren Gatten, welcher, in seinen Schlafrock gehüllt, von einer Kiste herab seine Rede hielt. Dann eilten sie zur Wahlschlacht.

Nicht weit vom Bezirks-Amte, wo die Wahl stattfinden sollte, steht in Horodenka eine Judenschenke.

Hier versammelten sich die Wähler. Pächter in polnischen Schnürröcken kamen in kleinen Wagen angefahren, eine Butka voll Juden folgte, die Bauern erschienen theils auf kleinen, mageren Pferden, theils zu Fuß, Haselstöcke in der Hand. In der Schenkstube saßen sie, tranken Branntwein und hörten schweigend dem Schankjuden, dem Kirchensänger, dem Winkelschreiber zu, welche sie im Sinne der verschiedenen Parteien bearbeiteten.

In der großen Stube, in der am Sonntage getanzt wurde, sprachen die Candidaten. Zuerst meckerte

der russische Candidat seine Rede wie eine Predigt herab. Dann trat Herr Kamil auf, steckte die Hand in die Brust und begann die seine, während Teofila, welche sie besser kannte wie er, hinter ihm stand und ihm soufflirte, wenn er stecken blieb. Es lief besser ab, als Herr Kamil es selbst für möglich gehalten hatte. Die Pächter riefen „Bravo!“ und stampften dabei tüchtig mit den Füßen. Das war bedeutungsvoll.

Dennoch war der Wahlact nahe, und die Wähler waren noch unentschieden.

Da drängte sich auf einmal ein junges Weib in die Stube. Es war Katharina Gregorowa. Ihr Mann war ein Bauer von Horodenka, welcher einige Classen des Gymnasiums besucht hatte, dann zum Militair abgestellt wurde, nach beendeter Capitulation die Wirthschaft seines Vaters übernahm und Katharina heirathete. Sie selbst war ein junges, hübsches Weib mit ausdrucksvollem Gesichte, ein farbiger Wollrock, ein Frauenüberrock von blauem Tuche, ließen ihr ganz gut. Das reiche, braune Haar lag ihr in dicken Zöpfen wie eine Krone auf dem Kopfe.

„Wen wollt Ihr wählen?“ sprach sie rasch.

„Herrn Kamil“, rief ein vorlauter Pächter.

„Da sitzt Ihr beisammen, brütet und zuletzt wählt Ihr noch einen Herrn“, fuhr Katharina hitzig fort,

„der Bote ist gekommen aus Kolomea, sie wählen überall Bauern wie 1848, und wenn Ihr klug seid, wählt Ihr auch Euresgleichen."

Die Bauern wurden aufmerksam, kamen näher, horchten.

„Wißt Ihr, weshalb?" rief die resolute, junge Bäuerin, „weil jeder Andere mehr für sich denken wird, als für uns! Einer denkt an ein Amt, der Andere an eine bessere Pfarre. Der Bauer kommt aus dem Landtage zurück, um wieder Bauer zu sein, und spricht er dort von seinem Vortheil, spricht er zugleich für Euch, denn sein Vortheil ist auch der Eure. Wenn man Euch aber sagt, ein Deputirter muß Vieles wissen, was ein Bauer nicht weiß, so sage ich Euch, das ist wahr, aber das, was Euch am nächsten angeht, weiß doch keiner so wie er. Ich sage Euch, wählt einen Bauer, und zwar meinen Mann Gregor. Der hat doch auch etwas gelernt und Vieles in der Welt gesehen."

„Du freilich' mußt ihn kennen", warf spöttisch der Schankjude ein.

„Niemand kann ihn so gut kennen, wie ich ihn kenne", entgegnete Katharina ruhig, „und ich sage Euch, wählt ihn. Ihr findet keinen Besseren." Gelächter folgte ihren Worten.

„Du haſt gut geſprochen, Katharina", ſagte Anielowicz, welcher unmittelbar nach ihr mit Elsbeta eingetreten war, „und ich gebe meine Stimme Deinem Manne."

Die Wahl begann.

Alles drängte ſich zum Amte. Wähler auf Wähler trat vor die Wahlcommiſſion und gab ſeine Stimme ab.

„Es geht gut", meldete Frau Teofila ein junger Grundbeſitzer; „Kamil hat die meiſten Stimmen."

„Es geht gut", flüſterte unmittelbar darauf der Schankjude Herrn Kamil in's Ohr, „Herr Anielowicz iſt obenan."

In der Wahlſtube ſaß das junge Bauernweib ſeitwärts in einer Ecke auf einem Stoß alter Actenfascikel, zählte die Stimmen, welche laut abgegeben wurden, verzählte ſich immer wieder und zählte ſtets von Neuem. Ihre Bruſt arbeitetete heftig, ihre Augen brannten.

Zuletzt wurde es ſtille. Die Stimmen wurden gezählt. Die Wähler umſtanden geſpannt den Wahltiſch und das Amtsgebäude.

Endlich erhob ſich der kaiſerliche Commiſſar, rückte ſeine Brille und las — während Jeder den Athem anhielt — „Gewählt erſcheint als Landtags-

deputirter für den Bezirk Horodenka und Obertyn: Gregor, Landmann von Horodenka.“ —

Katharina wurde roth und bleich, dann stürzten ihr die Thränen über die Wangen.

„Komm' zu Deinem Mann“, sprach die Pfarrersfrau und nahm sie unter den Arm. Die unten hatten indeß den Herrn Deputirten erwischt und führten ihn jetzt mit Musik zur Judenschenke. Anielowicz kehrte vergnügt mit seinem Weibchen nach Czernelica zurück, während Herr Kamil seine Frau ziemlich verdrossen im Schlitten nach seinem Edelhof kutschirte.

An dem Tage aber, wo das Sowo*) die Sitzung des galizischen Landtages über die Wiesen-, Weiden- und Wälderfrage enthielt, gingen die Wähler von Horodenka, nachdem der Kirchensänger das Blatt vorgelesen hatte, zu Katharina Gregorowa und dankten dem jungen Weibe für ihren Deputirten.

*) Ein in Lemberg erscheinendes großes politisches Blatt der galizischen Russen.

# Eine Schlittenfahrt.

Es war nicht weit von Weihnachten, die sonst von den gelben Wogen eines Getreidemeeres bedeckte fruchtbare ostgalizische Ebene hatte ihren Schneemantel umgenommen, die Dörfer, von hohen weißen Wällen umgeben, schienen in Festungen des Winters verwandelt zu sein, während da und dort ein einsames, an allen seinen Ecken und Vorsprüngen mit blitzenden Eistroddeln behangenes, uraltes Wojewodenschloß sich dem Auge zeigte.

Unmittelbar an der großen Kaiserstraße, welche das Land gegen Osten zu durchschneidet, lagen die niedern strohgedeckten Hütten der Ortschaft Kamienez mit ihren windschiefen Dächern, durch welche sich der Rauch ohne Schornstein seinen Weg bahnen mußte. Eine lange Allee führte zu dem Edelhofe, die hohen Pappeln derselben standen entlaubt gleich riesigen Besen gegen Himmel, von zahlreichen Krähen bevölkert, während hungrige Sperlinge auf den Zäunen und an

den Fruchtspeichern saßen und schrien. Der Edelhof selbst, ein langgestrecktes stockhohes Gebäude, ohne jede Kunst der Bauart, hinter dem sich die ansehnlichen Wirthschaftsgebäude bargen, lag vollkommen frei, von keiner schützenden Mauer, nicht einmal von einem Zaun umgeben.

Wer im Vorübergehen aus Neugier durch das Fenster des Erdgeschosses blickte, konnte in der Backstube unter den Heiligenbildern, mit denen die Wände beklebt waren, die Dienstleute, meist in der kleidsamen kleinrussischen Bauerntracht, beisammen sitzen sehen, den Kutscher und den Bedienten beim Kartenspiel, und die alte Amme der gegenwärtigen Gebieterin, welche den jungen Mädchen Märchen erzählte und alte Geschichten von Hmelnizki, dem Kosakenhetmann, Twardoski, dem Schwarzkünstler, dem Faust der Polen, und wer etwa aus Muthwillen einen der hohen Lindenbäume erstieg, welche das weißgetünchte Herrschaftshaus umstanden, konnte durch die hellerleuchteten Scheiben die Herrin von Kamienez erblicken, wie sie bei dem prasselnden Kamin die auf einem riesigen Bärenfell gebetteten Füße wärmte und in einem halbzerfallenen vergriffenen Buche las.

Niemand konnte es begreifen, daß die von der Natur zum vollen Genusse des Lebens, zu Glanz und

Herrschaft geborene junge Witwe von kaum 25 Jahren das einförmige Leben auf ihren Gütern den rauschenden Vergnügungen der Hauptstadt vorzog, denn Aldona war wirklich ein seltenes, geistvolles und schönes Weib.

Wie sie dalag in dem niedern Damastfauteuil, die schlanke Gestalt von einem schwarzen Sammtkleid umschlossen und in eine Kazabaika von demselben vornehmen Stoff gehüllt, das wunderbar schwermüthige Haupt von ihren dunklen Zöpfen gleich einer düstern Krone geschmückt, mußte sie Jedem wie eine entthronte Majestät, wenn nicht gleich einer verbannten Göttin erscheinen.

Rings umher war tiefe Stille, nur von Zeit zu Zeit schlug das heisere Gebell der riesigen Wolfshunde, welche um den Edelhof Wache hielten, an das Ohr der schönen Frau, welche so eifrig las, daß sie weder das Gebell der Hunde hörte, noch das Krachen des trocknen Holzes im Kamin, noch den Gesang des Heimchens im alten Gemäuer, noch den Schritt des Mannes, der jetzt hereintrat.

Es war ein Mann, der zu dem schönen Weibe, das nachläßig vor ihm dalag, so vortrefflich paßte, als wenn er für dasselbe geschaffen wäre, und doch war er weder schön, noch trug er in irgend einer

Weise jenes aristokratische Gepräge, das sie auszeichnete. Aber seine Erscheinung wie sein Wesen zeigten jenen Stempel, welcher beim Manne allein den wahren Adel ausmacht, den Stempel eines bedeutenden und freien Geistes und eines eisernen Charakters.

Igor Maniew, ein Landedelmann aus der Nachbarschaft, war über Mittelgröße, aber die Kraft seiner wohlproportionirten Glieder ließ ihn weder aufgeschossen, noch plump erscheinen, umsomehr als sein wetterbraunes Gesicht trotz der starken gebogenen Nase, dem runden festen Kinn und den finstern schwarzen Brauen unendlich viel Gutmüthigkeit und Menschenfreundlichkeit ausstrahlte. Seine großen, hellen Augen sprühten vor Lebhaftigkeit, und wenn er sprach, so gab es Niemand, der dem Zauber seiner Stimme zu widerstehen, der Klarheit seiner Auseinandersetzungen sich zu verschließen im Stande war.

„Guten Abend!“ begann er, nachdem er Aldona einige Zeit mit tiefer Theilnahme betrachtet hatte.

Die schöne Frau schrak zusammen. „Ah — Sie — Igor!“ stammelte sie verwirrt, verbarg das Buch in der Tasche ihrer Kazabaika und erhob sich, um ihm entgegen zu gehen, und ihre kleine, kalte Hand in die seine zu legen.

„Ich habe Sie gestört, schöne Frau“, erwiderte

Igor, „vergeben Sie! oder noch beſſer, ich will meinen Fehler gut machen, indem ich mich dort in jene Ecke ſetze und mich mit Nero unterhalte, bis Sie Ihre Lektüre beendet haben.“

Nero war nämlich ein großer ſchwarzer Kater, welcher, von der Herrin unbeachtet bisher auf dem behaglich durchwärmten Sims des Kamins geſchlafen hatte, jetzt aber, als ihn Igor's befreundete Stimme geweckt, ſeine weichen Glieder ſtreckte, und den angenehmen Gaſt knurrend begrüßte.

„Meine Lektüre?“ ſprach Aldona, „ich — ich habe ja gar nicht geleſen.“

Igor lächelte. „Sie geben mir eine Genugthuung, welche ich weder verlangt noch erwartet habe“, verſetzte er; „etwas haben alſo meine Lehren doch ſchon gefruchtet. Sie leſen zwar noch immer verderbliche Bücher, aber Sie ſchämen ſich bereits derſelben.“

„Wer ſagt Ihnen das?“ entgegnete die ſchöne Frau.

„Die Taſche Ihrer Kazabaika, welche auf den franzöſiſchen Roman, den Sie eben geleſen haben, in weit höherem Maße ſtolz zu ſein ſcheint, als Sie ſelbſt, denn ſie bläht ſich in ganz komiſcher Weiſe.“ Indem Igor dies ſprach, klopfte er ganz leicht mit einem Finger an das Buch, das Aldona vor ihm verbarg.

„Sie irren sich“ — gab sie ärgerlich zur Antwort.

„O! ich irre mich nicht selten“, rief Igor; „aber wenn ich einmal etwas ausspreche, dann ist es auch so, wie ich es sage. Zeigen Sie mir das Buch?“

Die schöne Frau kehrte ihm unmuthig den Rücken, während er sachte das Buch aus der Tasche ihrer Kazabaika zog und den Deckel aufschlug.

„Dumas, der Graf von Monte Christo . . . Sie sind unverbesserlich, Aldona!“

„Und Sie — Sie sind —“, sie vollendete den Satz nicht.

„Vergeben Sie“, sprach er, nachdem er ihr den Roman zurückgegeben, „aber ich beurtheile die Menschen mit Vorliebe nach den Büchern, welche sie lesen, und ich glaube mit viel mehr Recht, als man es gewöhnlich nach ihren Physiognomien, ihren Kleidern und Gewohnheiten thut. Und da ich es mir einmal in den Kopf gesetzt habe, Sie zu heilen, meine holde Kranke, muß ich mich auch wohl von Zeit zu Zeit von der Wirkung meiner Arzneien überzeugen, und dies geschieht am Besten, indem ich nach Ihrer Lektüre sehe.“

„Wer hat Ihnen das Recht gegeben, Herr Mauiew, mich gleich einem Kinde zu behandeln?“ fragte Aldona mit aller Strenge, die ihr zu Gebote stand.

„Wer mir das Recht gab, Ihnen die Wahrheit

zu ſagen, auch wenn ſie unangenehm klingt?“ erwiderte Igor, ohne nur einen Augenblick ſeine heitere Ruhe zu verlieren; „die tiefe Theilnahme, welche ich für Sie und Ihr Schickſal hege, und Ihr eigenes Weſen, das trotz aller Schlacken einer Mode-Erziehung und eines zweckloſen, oberflächlichen Lebens ſich brav und ehrlich erhalten hat. Oder irre ich mich? Sagen Sie mir einmal, daß Sie mit dieſem Flitter, dem die Welt durch allerhand großſprecheriſche Namen Bedeutung zu verleihen ſucht, glücklich ſind, und ich werde ſchweigen.“

„Sie wiſſen, Igor, daß mich die große Welt mit ihren ſchalen Freuden anekelt“, ſagte die ſchöne Frau, ohne ihn anzuſehen, „wäre ich ſonſt hier? Aber was bietet uns das Leben überhaupt, dem wir Werth und Achtung beilegen könnten?“

„Klagen Sie mir nicht das Leben an, Jeder hat ſeinen Theil daran, genau ſo, wie er ihn ſelbſt in Anſpruch nimmt, wie er ihn verdient“, erklärte Igor; „nicht das, was wir erreichen, was wir ſicher beſitzen beglückt uns eigentlich; nur das Ringen, das Streben nach dem, was uns Zufriedenheit zu verheißen ſcheint. Die meiſten Menſchen kämpfen ſo lange ſie athmen um materielle Güter, Sie Aldona, erfreuen ſich derſelben in vollſtem Maße, dies langweilt Sie, dies ver-

kümmert Ihnen jeden Genuß, denn ein Vermögen, das wir uns nicht selbst erobert haben, ist kein Vermögen mehr. Ich verstehe dies vollkommen und mache Ihnen Ihre Blasirtheit in dieser Richtung durchaus nicht zum Vorwurf, ich erstaune nur, daß eine Frau mit so viel geistigen Gaben noch nie auf den Gedanken gekommen ist, daß es noch Anderes, Werthvolleres im Leben zu erringen gebe, als körperliche Schönheit, Reichthum, Genuß, daß eben jene Menschen, welche Tag für Tag redlich um ihr Brod zu sorgen, oder doch mit allem Aufwand ihrer Kräfte um ihr Dasein zu kämpfen haben, eben dadurch gehindert sind, höhere Aufgaben zu lösen. Beginnen Sie — da Sie für sich selbst in keiner Weise zu sorgen, zu leisten haben — für Andere zu schaffen und zu arbeiten. Setzen Sie sich erst ein kleines, dann größeres und immer größeres Ziel, täglich neue Aufgaben; streben Sie, kämpfen Sie, und Sie werden bald jenen seltenen Gast bei sich einkehren sehen, den Sie bis jetzt vergebens in Ihr von Luxus erfülltes Haus, an Ihre lukullische Tafel geladen haben — die Zufriedenheit!“

„Was soll ich etwa thun“, entgegnete Aldona, nachdem sie einige Schritte durch das Zimmer gegangen war und sich dann auf eine Chaiselongue ausgestreckt

hatte; „soll ich Steine klopfen auf der Landstraße, oder die Gemeinde-Gänse weiden?“

„Sie haben, wie Alle, die sich mit nichts Nützlichem beschäftigen und bei Tisch und vor ihrem Ankleidespiegel seufzen, den Fehler, dort zu scherzen, wo Ihnen der Ernst des Lebens entgegentritt“, sprach Igor mit einiger Kälte. „Fragen Sie einmal die Frauen und Mädchen des russischen Landadels, ob es — wenn man mitten im Volke lebt — nichts zu thun gibt. Diese Damen, deren Mütter nichts kannten, als einen wohlbesetzten Tisch, Toilette, Anbeter und höchstens eine seichte Lektüre — welche ihre Leibeigenen mit kaltem Blute peitschen ließen, oder wohl auch ab und zu selbst peitschten, haben angefangen, da es an Volksschulen fehlt, selbst die Kinder der Bauern zu unterrichten und da es auch nicht minder an Aerzten fehlt, die Universitäten zu besuchen, medizinische Studien zu machen und die Sorge für Sanitätsanstalten auf dem flachen Lande auf sich zu nehmen. Ich spreche von dem Allen nicht als von etwas bereits Geleistetem, von etwas Musterhaftem, aber ich sehe darin etwas Nützliches und etwas Nachahmenswerthes. Können Sie sich neben den Aufgaben der Mutter und Hausfrau, die unsere Frauen freilich gern von sich weisen, einen schöneren Beruf des Weibes denken, als jenen,

Arzt und Lehrer des niederen Volkes, dieser letzten Basis der Gesellschaft, zu sein?"

„Sie wollen also aus mir um jeden Preis einen weiblichen Studenten machen?" lachte die schöne junge Frau und zündete sich zugleich mit unnachahmlicher Nachlässigkeit eine Cigarette über dem Lichte an.

„Etwas Dergleichen", stimmte Igor bei, „denn um Andere zu unterrichten, muß man selbst ein wenig über die Nebel wegblicken, welche unsere Erkenntniß hemmen; um Kranke zu heilen, muß man selbst gesund sein. Vor Allem möchte ich Sie also dahin bringen, daß Sie nicht mehr, wie bis jetzt, mit Ihrem Leben spielen und — möchte Ihrem Herzen jene süße Arznei einflößen, welche wir Liebe nennen."

Aldona sah ihren Freund durch die halbgeschlossenen Lider spöttisch an.

„Sehen Sie mich nur an", rief er, „ich bleibe dabei, Sie sollen vor Allem lieben."

„Sie lieben!" lächelte Aldona.

„Warum nicht?" erwiederte Igor sehr ernst.

„Wie feierlich!" höhnte Aldona; „ich kann einmal nicht von Liebe sprechen hören, ohne daß ich unwiderstehlich zum Lachen gereizt werde. Sobald ein Mann, der mir noch so interessant ist, sich in mich verliebt, wird er mir unausstehlich."

„Das wäre ein Symptom zu meinen Gunsten.“

„Wie?“

„Da Sie mich hassen, gnädige Frau“, rief Igor, „werden Sie mich zu lieben beginnen, sobald ich Ihnen sage, daß ich Sie liebe.“

Die schöne Frau lachte jetzt laut auf. „Sie lieben mich also in der That?“

„Ja, Aldona“, entgegnete Igor, „so unwahrscheinlich es bei allen Ihren großen Fehlern und kleinen Lastern klingen mag. Ich liebe Sie, wenn auch halb gegen meinen Willen.“

„Ich will Ihnen glauben“, sagte Aldona plötzlich sehr ernst. Sie warf ihre Cigarette in den Kamin und richtete sich halb auf; „aber Sie sind doch recht ungalant, so etwas muß man einer Dame knieend sagen!“

Kaum hatte die schöne Frau es ausgesprochen, so lag der ernste Mann zu ihren Füßen, sie aber sah ihn einen Augenblick starr an, und brach dann von Neuem in ein helles Gelächter aus. „Sie sind eben so komisch wie alle Andern“, rief sie.

Igor erhob sich mit einer gewissen Heftigkeit, verneigte sich stumm und verließ rasch das Gemach.

Aldona sprang auf, sie machte unwillkürlich eine

Bewegung den Beleidigten zurückzuhalten, aber das Wort erstarb auf ihren Lippen und die Hand, die sie nach ihm ausgestreckt hatte, sank apathisch herab.

Die schöne, lebensmüde Frau stand einen Augenblick in Nachdenken versunken, dann begann sie heftig im Zimmer auf und ab zu gehen, die Arme auf der Brust verschränkt. Plötzlich stampfte sie mit dem Fuße auf und riß dann an der Glockenschnur.

Auf den ersten gellenden Ton derselben erschien ihre Kammerfrau.

Aldona befahl mit kurzen herrischen Worten ihren Schlitten und ihren Pelz. Ihre Dienerschaft war gewohnt schnell zu gehorchen, und so konnte die Kammerfrau nach wenigen Minuten melden, daß angespannt sei und der Herrin, welche ihre Kazabaika rasch abwarf, in den großen, prächtigen Pelz helfen. Aldona setzte dann noch eine hohe, runde Kosakenmütze auf und eilte die Treppe hinab.

„Ich fahre allein", sprach sie finster, stieg in den Schlitten, setzte sich in den Polstern und den warmen Fellen zurecht und ergriff die Zügel.

„Aber gnädige Herrin", begann der alte Kutscher, indem er sich verlegen am Kopf kratzte, „Sie sollten doch nicht so allein" —

„Schweig!" rief Aldona.

„Das Land ist gegenwärtig voll von Wölfen und anderen Raubthieren, der Hunger hat sie alle aus den Gebirgen zu uns herabgetrieben;“ fuhr der Alte fort.

Aldona sah ihn an, und ließ dann durch den Bedienten ihre Pistolen holen, um sie zu sich zu stecken.

„Man muß doch davon reden“, schloß der Kutscher, „ein Unglück ist bald geschehen; jenseits des Waldes haben die Wölfe ein Bauernweib angefallen und zerrissen. Es wäre doch besser, wenn ich etwa —“

Aldona hörte nicht mehr, sie schwang die lange Peitsche über den Köpfen der schwarzen Ukrainerpferde, und das wilde Gespann raste mit ihr davon.

* *
*

Es war eine wunderbare Fahrt durch die gleich dem Ozean unbegrenzte und schwermüthig monotone Schneefläche, der mit einem Schwanenkopf verzierte weiße Schlitten, die schwarzen feurigen Pferde und das schöne stolze Weib im fürstlichen Pelz.

Als sie an dem Bach vorüberflog, dessen Gemurmel längst unter der Eisdecke verstummt war, schienen die Weiden, welche ihre beschneiten Zweige gleich weißen Armen über dieselbe herabhängen ließen, Aldona ebenso viele in Grabtücher gehüllte Gespenster,

die im langsamen Zuge ächzend durch die Winternacht schwebten und winkten und drohten; sie aber wandte nur den Kopf und ließ, die Phantome zu verscheuchen, ihre Peitsche knallen.

Die Pferde schnaubten, die Glöckchen, mit denen sie reichlich behangen waren, erklangen stärker und der Schlitten ächzte.

Jetzt kamen sie an einem Dorfe vorbei, dessen Dächer der Schnee zu erdrücken drohte. Rauchwolken stiegen empor und verwandelten sich im Mondlicht in leichten Silberduft; von Zeit zu Zeit tönte heiseres grämliches Hundegebell und das singende Beten der Leute im traurigen Rythmus; kleine ängstliche Lichter flackerten in den Fenstern und die schweren Eiszapfen mit ihrem Edelsteingefunkel hingen an den rauchigen Balken gleich einer kostbaren Zierde von Menschenhand.

Wieder tiefe Einsamkeit, das Schweigen der Nacht und der zu Grabe gegangenen Natur.

Dann saust der Schlitten der ruhelosen Frau an einer im Schnee verlorenen Schenke vorbei, die Geigen jauchzen, der Baß brummt und grollt, der Cymbal weint — der bacchantische Reigen der Instrumente scheint Aldona einzuladen zur Freude, zur Liebe, zum Genuß, und, wie sie ihm verächtlich den Rücken kehrt, ihr lange noch nachzuspotten mit boshaften Koboldstim-

nen, welche gleich Kindern weinen und gleich Verdammten lachen.

Schon steht der Wald ihr zur Rechten, er hebt sich gegen den weißen Winterhimmel mit seinem vielfach verschlungenen Geäste ab, eine Gruppe alter Eichen hat er als Vorposten aufgestellt, und wie der Schlitten an denselben vorüberstreift, fliegen zwei Raben krächzend auf, mit den schwarzen Fittigen den Schnee von den Zweigen kehrend und verschwinden ebenso plötzlich, wie sie gekommen sind.

Aldona denkt nicht daran umzukehren, sie fährt fort ohne Ziel und jagt und peitscht ihre Pferde ohne Noth.

Es wird ihr heiß vom wahnsinnigen Jagen, sie lüftet den Pelz und empfindet den scharfen Zug der Luft, die um sie pfeift, wie Wohlthat.

Plötzlich halten ihre Pferde von selbst und schaudern, zu beiden Seiten nähern sich paarweise, gleich Irrlichtern, glühende Augen — und jetzt schlägt vielstimmig ein wohlbekanntes Geheul an Aldona's Ohr.

Es sind Wölfe.

Die kühne amazonenhafte Frau verliert keinen Augenblick den Muth oder die Geistesgegenwart, sie peitscht ihre Pferde und der Schlitten fliegt wieder pfeilschnell dahin.

Aber nicht lange. Die von der weiten wahnsinnigen Fahrt abgehetzten und durch den Schreck gelähmten Pferde vermögen nicht mehr so rasch vorwärts zu kommen, und die Wölfe, welche dem Schlitten, sich von Zeit zu Zeit durch eine Art heiseres Gebell ermunternd, folgen, kommen immer näher und näher.

Schon sieht Aldona sie ganz herankommen und ist einen Augenblick rathlos, da schießen ihr allerhand Erinnerungen durch den Kopf, Alles was sie je von Leuten, die sich in derselben gefährlichen Lage befanden, gehört hatte, kam ihr zu rechter Zeit in den Sinn.

Sie ergriff die Polster, auf denen sie bisher geruht, und warf eines nach dem andern hinter sich aus dem Schlitten, dann ließ sie die Felle folgen, in welche sie gehüllt war, und peitschte mit aller Kraft auf ihre Pferde los.

Die Wölfe machten jedesmal Halt, warfen sich auf die Gegenstände, welche sie auf ihrem Wege fanden, berochen sie, rissen sie hin und her und so gewann Aldona wieder einen Vorsprung.

Sie jagte die schweißtriefenden Ukrainer vorwärts mit Zuruf und wüthenden Hieben, so daß sie einen Augenblick die räuberischen Bestien ganz aus dem Gesichte verlor; doch nur zu bald hörte sie wieder ihr Heulen, sah wieder ihre Augen leuchten, und jetzt erblickte

sie auch die grauen zottigen Körper der Thiere ganz deutlich.

Ohne sich lange zu besinnen, warf sie ihren kostbaren Pelz ab und schleuderte ihn den grimmigen Verfolgern entgegen.

Noch einmal blieben diese zurück, noch einmal gelang es Aldona, ihre Pferde zur rasenden Eile anzutreiben, die schöne Frau stand jetzt aufrecht im Schlitten, in einer Hand die Zügel, in der anderen die Peitsche, sie war todtenbleich, aber entschlossen bis zum Aeußersten.

Die Pferde wurden immer matter, sie blickte um sich und sah die Wölfe im wilden Rudel nachkommen.

Kaltblütig legte sie jetzt die Peitsche nieder, zog ihre Pistolen aus dem Gürtel ihres Sammetkleides und zielte auf den Vordersten.

Jetzt — er holte eben zum Sprunge aus — ein Blitz, ein Knall und der riesige Wolf wälzte sich heulend in seinem Blute. Die anderen, vom Hunger wüthend gemacht, stürzten auf ihn und rissen ihn in Stücke.

In ihrer höchsten Noth erblickte Aldona plötzlich in der Ferne vom fahlen Mondlicht beglänzt, ein hölzernes Gebäude, von Pferdehirten welche in Sommernächten ihre Heerde hier zu weiden pflegen, zum Schutz

gegen Gewitter und Hagel aufgerichtet. Dahin lenkte sie ihre verzweifelte Fahrt.

Aber von Neuem drohten die Wölfe sie einzuholen; da nahm sie ihre Zuflucht zum letzten verzweifelten Mittel, sie schoß das schwächere ihrer beiden Pferde nieder und schnitt mit dem Dolche, den sie stets bei sich trug, die Stränge durch.

Das arme zu Tode verwundete Thier stürzte, suchte sich aufzurichten und sank wieder zu Boden, es stieß ein herzzerreißendes angstvolles Wiehern aus und versuchte sich gegen die blutgierigen Bestien, welche, unterdeß herangekommen, es jetzt von allen Seiten zugleich anfielen, zur Wehre zu setzen.

Aldona hätte um das Pferd, das ihr so lieb war, weinen mögen, aber es war einer jener Augenblicke, wo der Mensch nur an sich denkt, nur an sich denken kann. Sie hieb ohne Erbarmen auf das ihr gebliebene Pferd los, aber auch dieses drohte bei jedem Schritt zusammen zu brechen.

Ganz nahe dem Ziele schien es, sollte sie scheitern, sie hörte das Geheul der sie verfolgenden Wölfe näher kommen, jetzt fiel das geängstigte zu Tode gehetzte Thier zu Boden.

Aldona schlug mit dem Peitschenstiel auf dasselbe los und riß es empor.

Noch einmal jagte es vorwärts, es war seine letzte Kraft, sein letzter Athem.

Vor dem Holzbau stürzte es zusammen.

Aldona sprang aus dem Schlitten und stieg die Leiter empor, welche zu dem oberen, im Sommer mit Heu gefüllten Raume führte. Kaum war sie oben, kaum hatte sie die Leiter umgestoßen, waren die Verfolger zur Stelle.

Sie hörte noch das verzweifelte Wiehern ihres Pferdes, das dämonische Geheul der Wölfe, dann schwanden ihr die Sinne.

* * *

Ein heftiger Knall weckte sie, sie richtete sich auf. Unten blitzte es auf und nieder. Es waren sich schnell folgende Schüsse, sie konnte nicht mehr zweifeln, man kam ihr zu Hilfe.

Im Augenblick war ihre ganze Kraft zurückgekehrt, sie eilte zur offenen Thüre, durch welche sie heraufgestiegen war, und ließ ihr Tuch wehen als Signal.

„Dort ist sie, seht Ihr?“ rief eine bekannte Stimme.

Fackeln kamen heran, Menschenstimmen, sie erkannte ihre Diener, wie sie die Leiter anlegten.

Rasch stieg sie hinab, von ihren Leuten mit jubelndem Zuruf begrüßt. In dem Augenblicke, wo sie

die letzte Sprosse verließ, trat Igor vor sie und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

Er war nicht lange, nachdem er Aldona verlassen, wieder in den Edelhof zurückgekehrt, und als man ihn von ihrer abenteuerlichen Fahrt unterrichtete, von Angst um sie erfaßt, mit ihren Dienern zu Pferde gestiegen und ihr gefolgt.

Ihm dankte die stolze Frau ihre Rettung, sie wußte es in diesem Augenblicke, aber sie sprach nicht, sie fragte ihn auch nicht, ihr Herz war zu voll, stumm schlang sie die Arme um ihn und legte ihr Haupt an seine Brust.

Endlich fand sie Worte.

„Jetzt weiß ich, was das Leben werth ist, Igor!“ stammelte sie, „und ich will ein neues Leben beginnen an Deiner Seite, Du theurer, braver, geliebter Mann. Hier meine Hand — führe Du mich und ich will Dir folgen.“

Aldona hat Wort gehalten; sie folgte dem Manne, der sie lehrt den Werth des Lebens in der Sorge und Arbeit für Andere zu begreifen.

# Der Jesuit.

## Erzählung eines polnischen Emissairs von 1846.

Während ein Theil unserer Partei, ja selbst der Mitglieder der Centralisation, der polnischen Nationalregierung in Paris, die Bedeutung des bäuerlichen Elementes für unsere Pläne und die polnische Bewegung unterschätzte, wendeten andere, vorzüglich Emissäre, dem Landvolke eine geradezu gefährliche Aufmerksamkeit und Thätigkeit zu. Nur Wenige verstanden die Mitte zu halten, zu diesen Wenigen gehörte der Jesuit Bogumil, welchen ich in Zlota gora auf dem Gute der Frau Camilla Werinska kennen lernte.

Die Gutsfrau war Mitglied des demokratischen Bundes, wie viele Andere, aber weder über unsere Organisation, noch unsere Absichten näher unterrichtet. Sie hatte den Auftrag bekommen, mich aufzunehmen und als einen Verwandten passiren zu lassen. Diesem Auftrage war sie genau nachgekommen, ohne zu fragen, zu forschen oder zu plaudern.

Ich war in einer Juden-Equipage angekommen und wohnte eine Woche im Edelhofe, ohne mit irgend Jemand in Berührung zu kommen. Ich arbeitete an den Instruktionen für den Kreis und ging nur hier und da, um bei den Dienern und Landleuten keinen Verdacht zu erregen, auf die Jagd. Der herrschaftliche Heger ruderte mich dann auf einem löcherigen Kahn durch das Schilf des nahen Teiches und ich schoß einige Wildenten oder Schnepfen.

Der Heger, welcher mich wie alle Leute des Hofes und der Gegend „den jungen Herrn" nannte, kam eines Morgens, um mich dringend zu einem Ausflug einzuladen.

„Der Herr von Kamionka, unser Nachbar, hat von der Anwesenheit des jungen Herrn gehört, und daß Sie gern etwas jagen. Er läßt Sie herzlich einladen bei ihm zu schießen. Es ist ein großer Wald dort, dann eine Reihe kleiner Gebüsche, in denen Rebhühner liegen. Und heute könnten wir auch sonst noch Spaß haben, da Markt ist, Musik, Tanz in der Schenke, hübsche Mädchen und vor der Kirche unter freiem Himmel predigt ein Jesuit."

Wer konnte da widerstehen? Ich ließ anspannen und wir fuhren nach Kamionka.

Zuerst gingen wir in den Wald, dann in die Büsche. Nach stundenlangem Suchen schossen wir einen

Wachtelkönig auf der Wiese und nahmen die Richtung der Karczma.*) Dieselbe lag wie gewöhnlich der Kirche gegenüber und so kamen wir wider Willen in das Bereich des Jesuiten.

Mehr als tausend Menschen hatten sich auf dem mit Gras bewachsenen Platze vor der Kirche zusammengedrängt, um seine Predigt zu hören. Es waren meist Bauern aus den umliegenden Dörfern, sie standen barhaupt, das Auge auf den Prediger gerichtet, welcher im schwarzen Ordenskleide, das Kruzifix in der Linken, bloßen Kopfes unter einer alten großen Linde erhöht stand. Er sprach feurig, ja leidenschaftlich, und wenn er die Zuhörer dazu aufforderte, hoben sie die Hände wie zum Schwur oder knieten nieder.

Ich konnte nur einzelne Sätze hören, die er heftiger sprach, denn ich wollte mich nicht mit Flinte und Jagdhund unter die Andächtigen mischen; aber von Zeit zu Zeit schlugen die Worte: „Vaterland", „Volk", „Freiheit" an meine Ohren und machten mich auf den Prediger aufmerksam. Ich konnte den aufregenden Eindruck, den seine Predigt auf das Volk machte, am besten wahrnehmen, wenn einzelne der Andächtigen sich der Schenke näherten, um ihren Schnaps zu trinken.

Ich hörte einen alten Bauer sprechen: „Er sagt,

*) Schenke.

daß es uns schlecht gehe: den Edelleuten, weil sie das Volk nicht lieben, und uns, weil wir das Vaterland nicht lieben. Er wird wohl Recht haben."

Ein junger Mann erwiderte: „Es soll Alles anders werden, Väterchen, Alles anders! Die Edelleute werden uns die Robot erlassen und Grund und Boden geben. Dann werden wir Alle wie Brüder sein eines Herrn, eines Gottes."

Der Alte stützte sich auf seinen Stock und schien nachzudenken. „Wenn die Edelleute es thun — es könnte noch Vieles gut werden."

Mich lockte die Gelegenheit und ich rief dem Alten zu: „Alles soll noch gut werden! Wir schenken Euch die Robot, was jetzt Euer Grund ist, bleibt Euch als freies Eigenthum und auch Salz und Tabak sollen in Zukunft frei sein."

Die Bauern sahen mich verwundert an. Einer sagte ihnen, ich sei der junge Herr von Zlota gora. Sie grüßten mich und zogen sich zurück, um erst recht die Köpfe zusammenzustecken.

Als der Jesuit die Kanzel verließ, suchte ich von rückwärts in die Sakristei zu gelangen, um mit ihm zu sprechen. Es war nicht möglich. So schrieb ich auf einen Zettel einige Worte der Anerkennung und kehrte dann in mein Asyl zurück.

Wie war ich erstaunt, am nächsten Tage den Jesuiten vor unserem Thore aussteigen zu sehen. Ich erfuhr, daß er ein langjähriger Freund meiner Wirthin sei und dieselbe besuche.

Im Laufe des Tages fand ich Gelegenheit, ihn kennen zu lernen. Sein Aeußeres war sehr anziehend; die hohe, schlanke, wohlproportionirte Gestalt gewann durch das schwarze Ordenskleid eine klassische Einfachheit. Sein Kopf hatte feine, edle Züge, die gedankenvolle Stirne war von dunklem, kurz geschnittenem Haare eingerahmt. Die braunen, nicht eben großen Augen hatten einen zärtlichen, liebevollen Ausdruck, während der Klang seiner Stimme tiefsympathisch war. Das Benehmen des Jesuiten hatte etwas Nobles, Adeliges. Er machte den Eindruck eines Kavaliers, nicht den eines Priesters. Ein Widerspruch lag zwischen seinem Wesen und seinem Berufe, dessen Lösung ich mit Recht in seiner Geschichte suchte. Ich spielte im Gespräche auf denselben an. Er lächelte.

Später wurden wir vertraulich. Er blieb einige Tage, und das Vaterland, das in Polen so viele Herzen geöffnet, so viele Menschen einander näher gebracht hat, ließ auch die Schranken zwischen uns fallen. Ich ahnte seine Mission und er die meine, wir erriethen

gegenseitig unsere Betheiligung, unsere Mitwirkung an demselben Werke.

In dem nahen Walde stand ein einzelner hoher Felsen, von dessen Spitze man eine entzückende Fernsicht in die Ebene und gegen die Karpathen hin genoß Der Jesuit wollte ihn besuchen und ich bot mich ihm zum Führer an.

Oben erzählte er mir seine Geschichte.

„Sie finden einen Widerspruch zwischen meinem Berufe und meinem Wesen", begann er. „Diesen Widerspruch löst Ihnen vielleicht — meine Geschichte."

„Ich bin Edelmann. Mein Gut liegt im Kreise von Zolkiew. Mein Vater, ein guter, liebevoller Mann, meine Mutter, eine edle, gütige Frau, erzogen mich so gut oder so schlecht man bei uns auf dem Lande Kinder erzieht. Ich war von Menschen umgeben, die mich liebten und zärtelten. So sah ich denn als ich groß geworden war, in jedem Menschen einen Freund, und war freundlich und opferwillig gegen Alle. Dies war vielleicht die Ursache, daß die Menschen auch gegen mich gütiger waren, als es sonst der Fall ist. Sorgen, Kummer, Schicksalsschläge blieben mir fern und so war ich noch mit fünfundzwanzig Jahren fest davon überzeugt, daß das Leben nur da ist, um dem Menschen so viel Vergnügen als möglich zu machen.

„Meine Welt war in einen rosafarbenen Schleier gehüllt. Meine Lebensanschauung wurde endlich dadurch vollständig gekrönt, daß ich liebte und Gegenliebe fand. Bei einer Jagd lernte ich die Tochter eines Gutsbesitzers kennen, welche mich beim ersten Anblick vollständig fesselte. Sie war nicht schön, aber reizend. Ihr kleines, muthiges Näschen stand sehr gut zu ihrem frischgefärbten runden Gesichtchen, ihrem üppigen blonden Haare. Ihre Stimme war wahrhaft entzückend. Wenn sie erzählte oder wenn sie sang, bebte mir das Herz. Sie war immer guter Laune, schalkhaft und doch so gut. Sie konnte Niemand weh thun.

„Ich liebte sie unaussprechlich und sie erwiderte meine Leidenschaft.

„Ich besuchte ihren Vater und benutzte jede Gelegenheit, mich ihr zu nähern. Endlich hielt ich förmlich um ihre Hand an und erhielt mit Freuden ihr Jawort sowie den Segen der Eltern.

„Bei uns hält man noch etwas auf die alten Bräuche. Am Verlobungstage gab die Mutter meiner Braut derselben einen verworrenen Knäuel Seide. Es war nun ihre Aufgabe, denselben — ohne ihn zu beschmutzen oder zu zerreißen — zu entwirren und für mich daraus eine Börse zu machen, welche sie mir am Hochzeitstage übergeben sollte. Am nächsten Tage fand

ich das liebe Mädchen in Thränen gebadet, ſie hatte den unglücklichen Knäuel zerriſſen und das bedeutet, nach dem allgemeinen Ausſpruch der Tanten und Baſen: Unglück in unſerer Ehe.

„Da es bei uns ſo häufig iſt, daß Eheleute ſich trennen, ſo meinten die Meiſten, wir würden nicht lange beiſammen bleiben.

„Die Hochzeit fand trotzdem mit allem Jubel ſtatt und ich führte meine reizende, junge Frau ohne Umſtände heim.

„Der ſchändlichen Prophezeiung zum Trotz ließ ſich unſere Ehe ſehr gut an.

„Beide zitternd vor einem drohenden Verhängniß, ſchmiegten wir uns um ſo zärtlicher, liebevoller, aufopfernder aneinander. Zwei Jahre waren verfloſſen und man beneidete uns; das Glück unſerer Ehe war ſprichwörtlich geworden. Ich betete meine Frau an. Ich lag den ganzen Tag auf den Knieen vor ihr. Sie beaufſichtigte mit mir die Wirthſchaft. Mußte ich auf einen entfernten Hof, ein Vorwerk reiten, ritt ſie mit. Nur wenn ich in die Hauptſtadt fuhr, zwei Mal des Jahres, um die Kontrakte mit Händlern, Lieferanten und anderen Leuten dieſes Schlages zu ſchließen, da blieb ſie im Edelhofe zurück und führte den Kommandoſtab. War das eine ſchwere Trennung! Wir

küßten uns unzählige Male und ſchwammen in Thränen. Dafür welche unbegrenzte Freude beim Wiederſehen!

„Ich lebte ſo ganz nur in meiner Frau und um ſo mehr, als Gott uns keine Kinder gab. Ich war ſo den Tag über nur bedacht ihr zu dienen, ihr gefällig zu ſein, ihr die Zeit zu vertreiben, daß Camilla mehr als einmal ſagte: „Die Börſe hat gelogen.“

„Und ſind wir wirklich ſo glücklich, biſt Du es?“ fragte ich.

„Wie ſollte ich es nicht ſein“, antwortete das liebe Weib, „da Du es biſt, da Du mich liebſt. Ich bin über Alles glücklich, Gott erhalte mir mein Glück!“

„Sie können mir glauben, daß ich unter ſolchen Verhältniſſen ein ziemlich ſchlechter Patriot war. Ich liebte das Vaterland, ich freute mich über jedes Buch, das in polniſcher Sprache erſchien, nahm lebhaften Antheil an jedem guten Geſetze, das im polniſchen Senate in Warſchau berathen wurde, ich verfolgte mit Intereſſe die induſtriellen und landwirthſchaftlichen Unternehmungen, welche den Wohlſtand unſerer Länder heben ſollten, vor Allem beſchäftigte ich mich mit der Lage des Landvolkes und ſchrieb ſogar darüber. Die Wiederherſtellung Polens hätte mir eine wahrhafte

Freude bereitet, aber ich sah nicht ein, wie dieselbe bewerkstelligt werden sollte.

„Wir waren unter drei verschiedene Regierungen getheilt, welche uns kräftig niederhielten, und hatten, wie ich dachte, durch eine Revolution nur zu verlieren, denn unsere Lage war gut. In Rußland nahm das Königreich Polen eine ausgezeichnete Ausnahmsstellung ein. Es genoß alle Rechte und Freiheiten einer Konstitution, hatte eine eigene Armee, ein Parlament, eine nationale Verwaltung und der Czar regierte nur als König von Polen. Der Freistaat Krakau war ein Musterstaat im Kleinen. In Posen und Galizien konnte sich unsere Nationalität ziemlich frei entfalten und die politische Freiheit, die wir entbehrten, entbehrten die anderen Bürger dieser Staaten mit uns. Unterdrückt oder gar mißhandelt waren wir in keinem derselben. Im Gegentheile man hatte Vertrauen zu uns. Wozu also eine Aenderung, wozu für das Bessere das Gute auf das Spiel setzen?

„So dachte ich.

„Indeß entstanden drüben im Königreiche Konflikte mit dem Nachfolger des milden Alexander, dem jungen ehrgeizigen Czaren Nikolaus. Aus Mißverständnissen wurden Streitigkeiten, aus der Opposition ein Kampf zwischen dem Volke und dem Monarchen. Mir

schien es, daß man, um die bedroht geglaubte Verfassung zu retten, damals die Unabhängigkeit der Nation opferte.

„Es bildete sich eine offene Verschwörung in allen polnischen Ländern gegen den Czaren.

„Ich hielt mich ferne aus Abneigung und weil ich meine Frau zu sehr liebte.

„Es kam zum Aufstande, zu jenem unglücklichen Revolutionskriege. Von allen Seiten strömten Kämpfer in das Königreich — ich befand mich nicht unter ihnen.

„Ich las mit meiner Frau die Zeitungsberichte über die Gefechte, welche sie lieferten, am warmen Kamin.

„Andere Frauen stiegen selbst zu Pferde und führten die Lanze ebenso sicher, als sie bisher die Nadel geführt hatten, andere Frauen trieben ihre Söhne, ihre Männer selbst in den Kampf, nähten ihnen die Schärpen, luden ihnen die Gewehre. Meine Frau schlüpfte in die warme Kazabaika, schlang die Arme um meinen Hals und zog mich auf den Divan, wo sie mich mit Küssen erstickte.

„Als dann das Unglück kam, die polnische Armee geschlagen, zum Theil über die Weichsel gedrängt wurde, da legten wir freilich Hand an, wir nahmen die Flüchtlinge schaarenweise auf, wir pflegten die Kranken, die

Verwundeten. Manchem verschafften wir die Mittel in das Ausland zu gelangen. Besonders meine Camilla, was war das für ein Engel. Wie opferte sie ihre Nächte, ihre Gesundheit. Aber es war zu spät."

Der Jesuit stützte bei diesen Worten sein Gesicht in beide Hände. Er war ganz bleich geworden.

Nachdem er eine Weile geschwiegen, seufzte er aus tiefer Brust und fuhr fort:

„Gott hat uns furchtbar gestraft.

„Weil wir um unserer Liebe willen das Vaterland zu wenig geliebt hatten, sollten wir an dieser Liebe gestraft werden; weil wir uns des Vaterlandes wegen nicht trennen wollten, sollten wir — für ewig getrennt sein.

„Die Revolution war vorüber, die letzten Flüchtlinge hatten uns verlassen, um die Reihen der Emigration zu füllen, wir waren zu unserem gewöhnlichen Leben und Glücke zurückgekehrt.

„Eines Tages fuhr ich auf den Jahrmarkt in das benachbarte Städtchen.

„Als ich zurückkehrte fand ich meine Frau — todt.

„Eine furchtbare Seuche war dem Kriege gefolgt. Die Menschen fielen wie die Fliegen. Meine Frau war über Nacht weggerafft worden wie tausend Andere.

„Ich wälzte mich am Boden, wie ein reißendes

Thier, ich schrie immer fort: „Ich sterbe, ich werde wahnsinnig!“ Aber ich starb nicht und behielt meinen Verstand. Ich sprang ihr nach in das Grab und wurde herausgezogen, ich wollte mich erschießen und wurde von meinem alten Diener daran gehindert. Ich starb nicht und behielt meinen Verstand. Ich wäre ja sonst nicht gestraft gewesen. Es war bestimmt in Gottes Rath, daß ich gestraft werden sollte, entsetzlich gestraft für eine Liebe, der ich Alles geopfert hatte — Alles, nicht blos mich, mein ganzes Selbst, sondern auch mein Volk, mein Vaterland.

„Ich wollte damals trotzen, ich schwor mein Vaterland zu hassen. Je mehr ich mir jedoch Mühe gab es zu thun, um so inniger begann ich es zu lieben. Ich hatte ja nichts Anderes mehr auf dieser Welt, nichts. Mein angebetetes Weib war gestorben, war begraben — ich konnte es kaum fassen. Das Leben hatte keinen Reiz, keine Freude mehr für mich.

„Ich kämpfte einige Zeit mit meinem Schmerze. Dann entschloß ich mich, dem Leben, der Welt ganz zu entsagen und zugleich mich ganz nur dem Dienste des Himmels und meines Vaterlandes zu weihen. So hoffte ich Sühne zu bieten und Trost zu finden.

„Ich wurde Jesuit.

„Mein Gut überließ ich meiner Familie. Mein baares Vermögen brachte ich dem Orden.

„Mit aller Kraft meiner verzweifelten, gepeinigten Seele warf ich mich auf das Studium, auf mein geistliches Amt. Zugleich knüpfte ich Verbindungen mit der Emigration an. In dem doppelten Berufe für die Menschheit und für mein Vaterland erlangte meine Seele langsam ihre Gesundheit wieder; meine Frau werde ich nie vergessen, aber ich meine jetzt ihr — ihrem Andenken zu dienen, wenn ich der Sache Polens diene

„Wie ich dies thue, haben Sie selbst gesehen.

„Wir wirken Beide, aber unser Wirken ist sehr verschieden. Sie erfüllen eine Reihe einzelner bestimmter Aufgaben, ich nur eine einzige, große. Sie sind mit vielen Anderen unermüdlich thätig, eine Bewegung vorzubereiten, welche unser Reich herstellen soll. Ich thue wenig — ich verbreite Liebe zu dem Vaterlande. Es ist wenig — aber es ist doch Etwas."

„Es ist Alles, es ist das Höchste", rief ich, „ich bitte Sie, fahren Sie fort, schildern Sie mir Ihr Leben im Orden, Ihr Wirken für Polen."

„Lieber Gott, das ist bald erzählt: Die Kirche begleitet den Menschen durch das Leben, aber vorzüglich sind es drei große Stationen, auf denen sie Halt macht, um zu ihm zu sprechen, ihm ihre Weihe zu

geben. Bei seiner Geburt, seiner Ehe, bei seinem Tode. Aber nein, ich werde systematisch, ich erzähle Ihnen lieber einige kleine Geschichtchen.

„Ich bin in der Nähe der Hauptstadt auf dem flachen Lande, und predige den Bauern wie Franziskus den Heiden. Da kommt ein Gutsbesitzer mit dem Wagen und bittet mich, sein Kind zu taufen. Ich leiste seiner Aufforderung Folge und finde ein gesundes, munteres Knäblein, eine Mutter, die ganz in ihrem Kinde versunken ist, mit ihm athmet und lebt. Nicht einmal für die heilige Handlung wollte sie sich von ihm trennen, deshalb wurde ich gebeten, das Kind an ihrem Bette zu taufen.

„Ich that es, und sprach dann zu dem Kinde gleichsam, aber im Herzen nur zu seiner Mutter: „Gedeihe! werde groß, sei glücklich!" Das Kind weinte nicht, sondern blickte mich immerfort an. „Du bist klug, sei auch gut und edel, und erfülle, was Du versprichst; denn auch Du bist eine Hoffnung unseres Vaterlandes." Damit hatte ich die Liebe der Mutter auf die richtige Bahn gelenkt.

„Jahre vergingen; da kam eine Dame in unser Ordenshaus, einen allerliebsten Knaben an der Hand. „Ich bringe ihn Ihnen, Sie sollen ihn erziehen." Es war jene Frau. „Er soll dem Vaterlande dienen",

ſagte ſie, „aber er ſoll zu dieſem Dienſte gebildet werden. Täglich ſprechen unſere Blätter, unſere Schriftſteller davon, daß es uns an der nöthigen Bildung fehlt, daß unſere Jugend reitet und jagt, anſtatt zu lernen. Auch mein Sohn iſt eine Hoffnung unſres Vaterlandes. Er ſoll lernen. Ich trenne mich von ihm, um ſeiner Zukunft, um des Vaterlandes willen. Ich bringe ihn Ihnen, erziehen Sie ihn.“

„In der unteren Karpathengegend ſteht ein kleines Schloß. Es war früher eine halbe Ruine. Da kaufte es ein junges Ehepaar, baute die verfallenen Mauern, Thürme, Säle wieder auf und richtete ſich dort wohnlich ein. Es iſt ein merkwürdiges Paar: Ich habe es getraut.

„Die Braut — ſie war die Tochter eines ſtädtiſchen Hausbeſitzers, ganz bürgerlich in Weſen und Anſchauungen — hatte eine Predigt von mir gehört und bildete ſich ein, ich müſſe ihre Verbindung ſegnen. Sie war einfach erzogen und freute ſich auf die Ehe, als die beſte Gelegenheit, ſich nach ihrem Kopfe einzurichten, zu unterhalten und anzuziehen. Der Bräutigam beſaß ein Gut in der Nähe der Stadt und war ein Landedelmann von gewöhnlichem Schlage, welcher durch die Mitgift ſeiner Frau ſein Gut ſchuldenfrei zu machen und zugleich für ſein gaſtliches Haus eine hübſche und freundliche Wirthin zu erwerben hoffte.

„Nachdem ich am Altare ihre Hände in einander gelegt hatte, hielt ich eine kurze Rede, worin ich die heilige Bedeutung der Ehe, der Familie für das Vaterland auseinandersetzte.

„Zieht hin in Frieden", sagte ich, „Ihr seid wie die Missionäre, die ausgesendet werden an das Volk, die Gebildeten zu den Ungebildeten, die Reichen zu den Bedürftigen, die zärtlichen Kinder des Vaterlandes zu jenen, die sich von demselben abgewendet haben.

„Während des Hochzeitsmahles war die Neuvermälte ernst und fragte mich um Vieles. Ich gab ihr den Rath, die Menschen, vor Allem ihre Verwandtschaft zu fliehen, sich fest an ihren Gatten zu schließen und ihr Glück in ihm zu suchen, in ihrem Hause, im Vaterlande.

„Wenige Wochen später hörte ich, daß sie das Gut bei der Stadt verkauft und jenes in der Karpathengegend gekauft hatten. Dort leben sie glücklich in ihrer Häuslichkeit, erziehen ihre Kinder — und das Volk.

„Und erst das Wirken im Beichtstuhle!

„Wie liegen da die Herzen, die Gewissen vor mir, wie herrlich geht jedes Samenkorn auf, das ich in diesem feierlichen Augenblick säe. Glauben Sie mir, da habe ich mehr als ein Mal in den verstockten Sinn

eines prozeßsüchtigen Bauers, in das öde Herz einer galanten Dame, in die kranke Seele einer betrogenen Frau die glühendste Vaterlandsliebe gegossen, welche sie fortan emporhob und auf Seraphflügeln durch das Leben trug.

„Auf der Fahrt durch ein elendes Masurendorf blieb ich — oder vielmehr der kleine aus Weidenruthen geflochtene Bauernwagen, der mich fortbrachte — im Schnee stecken. Bauern umringten mich und einer bat mich in seine Hütte. Ich wickelte mich in meinen Mantel und legte mich auf die Ofenbank. Indeß verbreitete es sich im Dorfe, daß ein Jesuit da sei.

„Es kam ein Bübchen gerannt und sagte, am Ende des Dorfes liege ein Sterbender.

„Es ist der Winkelschreiber", sagte ruhig mein Wirth.

„Ich zog seine schweren Stiefel an und watete dem Bübchen, das mich führte, nach durch den Schnee. In einer niederen engen Hütte lag der Sterbende Trotz der Kälte war schwach geheizt, er lag unter einer geflickten Decke und an seinem Bette stand ein zerbrochener Stuhl. Aber an einem Pfosten hing ein italienisches Gemälde und auf der schiefen Kommode stand ein schwerer silberner Aufsatz.

„Also ein Geizhals", dachte ich.

„Ich werde sterben", sagte der Mann, der hohläugig im Bette lag, „ich habe die Lungensucht. Ich brauche aber Ihren Trost nicht, ich glaube an Nichts, ich bin ein Atheist, aber Geld habe ich, sehr viel Geld, weiß nicht, was ich anfangen soll damit, deshalb habe ich Sie gerufen. Die Jesuiten sind noch die Klügsten. Sie sollen mir sagen, was ich thun soll, und wenn Sie mir meine Todesstunde angenehm machen, gebe ich es vielleicht dem Orden."

„Dabei lachte er.

„Der Mann mußte scharf gepackt werden.

„Ich fragt ihn erst um sein Leben. Er war ein ehemaliger Student, hatte in der Gegend den Winkelschreiber gemacht, Edelleute und Bauern aufeinander gehetzt, viel Geld erworben, gewuchert, zusammengescharrt, Niemand, sich selbst nicht, etwas gegönnt und lag jetzt hoffnungslos da und wußte nichts anzufangen mit seinem Mammon. Ich aber richtete sein brechendes Auge auf sein unglückliches Vaterland, ich sprach von seinem Volke, von dessen großer Vergangenheit, von dessen Zukunft. Der Mann fing Feuer. Er hielt mich bei den Händen, er lachte und weinte, freute sich hämisch, daß seine Verwandten, die ihn von ihrer Thüre gewiesen, um die Erbschaft betrogen seien und

übergab mir sein ganzes baares Vermögen für die polnische Nationalregierung.

„Er starb in meinen Armen ruhig und heiter.

„Auf derselben Fahrt kam ich zu dem Begräbniß eines Bauers, welcher in der polnischen Armee des Jahres 1831 gedient hatte. Sofort erklärte ich, ich würde den Veteranen selbst zum Grabe geleiten. Ueber seinem Sarge sprach ich zum Volke und verhieß dem Dahingegangenen das Himmelreich, weil er sich seiner Selbstsucht entäußert, für Andere, für sein Volk, sein Vaterland das Leben auf das Spiel gesetzt hatte. Gerade dies hatte man ihm in dem Dorfe zum Vorwurf gemacht. Die Bauern hatten den alten polnischen Soldaten mit Mißtrauen betrachtet, jetzt beteten und weinten sie an seinem Grabe.

„Mehr als einmal wurde ich von der Regierung zur Rede gestellt, aber ich wußte mich stets zu rechtfertigen. Ich habe vorzüglich das Landvolk im Auge, für das ich jetzt beinahe ausschließlich wirke. Kleine von mir verfaßte Volksschriften über Landwirthschaft, Religion, vaterländische Geschichte, stets von dem nationalen Gedanken beseelt, werden leicht auf meinen Fahrten verbreitet.

„Noch mehr wirken meine Predigten.

„Unser Volk ist für das freie Wort, für die Rede

empfänglicher als für die Schrift. Im Staatsleben iſt dies ein großer Vortheil, den wir haben.

„Da ziehe ich denn durch das Land und predige meinen Heiden. Heute ſetze ich mich in die Fuhre eines Bauern, morgen in die Butka eines Juden. Da und dort führt mich ein Edelmann, noch öfter gehe ich zu Fuße, wie die Apoſtel den Stecken in der Hand. Einmal ſtehe ich auf einer Anhöhe und die Andächtigen lagern ſich auf der Erde an den Abhängen, wie bei der Bergpredigt des Heilands, ein andermal ſpreche ich auf einem alten Baume vor der Kirche. Es iſt auch ſchon geſchehen, daß ich mit Hunderten von Landleuten auf einem jener rieſigen Floße ſchwamm, welche auf der Weichſel treiben und von einem Holzſtoß herab beim Takte der Ruder predigte.

„Aber es iſt ſpät geworden, brechen wir auf.“

Damit ſtand er auf. Seine Geſchichte war zu Ende.

Ich hatte ſie ſchweigend angehört und ſchwieg als ſie zu Ende war. Wir gingen durch den Wald, dann am Rande hin, dann durch die Felder. Am Thore des Edelhofes trennten wir uns.

Es war eine heiße Nacht, eine jener Nächte, welche die polniſchen Bauern damals zur Robotzeit, bei Tage von ihren Herrſchaften überbürdet, zu den ſogenannten

„nächtlichen Ernten" benützten. Da versammelten sie sich, nachdem der Mandatar des Edelmanns sie entlassen, Nachts bei Mondlicht und zogen gemeinschaftlich, eines dem Anderen unter die Arme greifend, von einem Felde zum anderen, das Bild einer alten slavischen Gemeinde, bis alle Bauern des Dorfes auf diese Weise ihre Ernte eingebracht hatten.

So war es auch diese Nacht. Ich sah von meinem Fenster aus ein Feuer jenseits der herrschaftlichen Felder und fragte den Kutscher, der träge um den Hof schlich.

„Es ist die nächtliche Ernte", sagte er gleichgiltig, „die Bauern wollen das schöne Wetter benützen. Sie arbeiten so seit einer Woche, Tag und Nacht."

Ich konnte nicht schlafen, kleidete mich an, nahm meine Flinte und ging durch die Felder auf das Feuer zu.

Als ich über den sanften Hügel herabkam, sah ich im Mondlicht und bei der grellen Beleuchtung des Feuers Hunderte von Landleuten, Weiber, Kinder thätig, die Ernte einzubringen, das Korn zu schneiden, die Garben zu binden, bei dem Feuer Erdäpfel zu braten und mitten unter den Garben auf dem Erntewagen stand der Jesuit und — predigte.

# Fahrende Komödianten.

Das große Galizien hat nur zwei stehende Theater, eines in Lemberg und ein zweites in Krakau, alles Uebrige ist theatralische Prairie, offenes und dankbares Feld für fahrende Komödianten, die Zigeuner der Kunst.

Ein fliegendes Theater in einer galizischen Kreisstadt ist ein Ereigniß für den ganzen Kreis, dessen Unterhaltungen in den kleinen, schmutzigen, zum großen Theil von Juden — echten, unverfälschten Kaftanjuden mit fetten Stirnlöckchen — bewohnten Städten sonst nur im Stadtklatsch mit oder ohne Tanz und einer Leihbibliothek, auf dem flachen Lande in den pappelumkränzten Edelhöfen in Kartenspiel, Jagd, ein wenig Lektüre und ein wenig Liebelei bestehen.

Ich war seit Wochen zu Besuche bei einem guten und gelehrten Onkel in Zloczow, einer Kreisstadt in Oesterreichisch-Podolien an der russischen Grenze, als

ein solches Ereigniß in Sicht kam und mir in meiner trostlosen Langweile beinahe auch das Herz so freudig pochen machte wie einem echten galizischen Kreisstadtbewohner.

Eine unbeschreibliche Aufregung bemächtigte sich unser Aller und als es endlich hieß: die Schauspieler sind da, sie ziehen eben ein, da konnte ich ebensowenig wie alle andern Zloczower Schöngeister, Roués, Juden und Gassenbuben der Neugierde widerstehen und zog mit dem hellen Haufen höchst seltsamer Kunstfreunde dem Thespiskarren entgegen. —

Es war wirklich ein Karren, auf dem die Musen und ihre Jünger in der kleinen Kreisstadt einzogen.

Vier magere Bauernpferde waren vorgespannt, auf allerhand Kisten und Bündeln saßen vier Damen in ebenso extravaganten als schadhaften Toiletten, die eine dicht verschleiert, die anderen die frechen geschminkten Gesichter der neugierigen Menge zukehrend. Auch zwei Männer befanden sich auf dem Karren, von denen der eine eine Allonge auf dem Kopfe und eine grellrothe Schärpe mit verschossenen Goldfransen um den Leib, mit aller Kraft auf eine große türkische Trommel lospaukte.

Die anderen „Künstler" gingen theils neben, theils hinter dem Wagen einher, unter ihnen ein gelehrter

Pudel und ein halberwachsenes Mädchen, das eine italienische Arie trillerte.

Der Karren hielt endlich vor dem „Gasthof zur Sonne", einem elenden schmutzigen Judenwirthshause, in welchem sich auch der „große Saal" befand, in welchem laut Ankündigung des Wirthes die Theatervorstellungen stattfinden sollten, zu denen er das „hochgeehrte Publicum und Militär" in — aus weiser Sparsamkeit — selbstgeschriebenen Anschlagzetteln „geziemend und ehrfurchtsvoll" eingeladen hatte.

Die fahrenden Komödianten luden unter ungeheurem Lärm und Geschrei ihre Effecten ab und zogen sich dann in ihre Gemächer zurück; nur Eine, die dicht Verschleierte, war still und bescheiden abgestiegen und gleich anfangs im Thorweg verschwunden. Ihr mit der ganzen Umgebung eigenthümlich contrastirendes Wesen begann mich zu interessiren und ich fragte den Mann mit der Allonge nach ihr.

„Es ist Casimira, die Tochter unseres Directors", sagte er den Pudel streichend, „eine Heroine, wie Sie noch keine gesehen haben, Sie können es mir auf mein Wort glauben, Gefühl, Gefühl hat sie, nur leider zu viel Gefühl." Er seufzte und wendete sich dann zu einem Gassenjungen, der den gelehrten Pudel in den

Schwanz gekniffen hatte, um denſelben bei den Ohren zu zauſen. —

Am nächſten Vormittag war ein junger Mann bei mir, deſſen Bekanntſchaft ich in Zloczow gemacht hatte, einer jener Enthuſiaſten, wie ſie in kleinen Städten und auf dem Lande noch häufig vorkommen. Er ſchwärmte für die Künſte, beſonders für Poeſie und Theater, hatte den ganzen Schiller auswendig gelernt und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne Poſa, Carl Moor oder gar den Wallenſtein zu declamiren. Er hieß Albin Nowakoski und war der Sohn eines kleinen Gutsbeſitzers aus der Umgebung.

Plötzlich klopfte es und auf mein „Herein" ſtand zu unſerer nicht geringen Ueberraſchung der Director der fahrenden Truppe im Zimmer, ein kleiner feiſter Mann mit einem breiten rothen Geſichte, einer kupferigen Naſe und ſchwarzen Büſcheln über den kleinen ſtechenden, grauen Augen, er trug trotz der Winterkälte weiße Pantalons, eine weiße Weſte und einen alten blauen Frack mit gelben Meſſingknöpfen.

„Habe ich die ſeltene Ehre, Herrn von Krater zu ſprechen?" begann er.

„Mein Onkel iſt nicht zu Hauſe", erwiderte ich, „aber nehmen Sie Platz und ſagen Sie mir, womit wir Ihnen dienen können."

Der Director hob seinen Frack zierlich auf, so etwa wie eine Ballerine ihr Flitterröckchen, und setzte sich auf den Rand des Sessels. „Sie sehen in mir einen Unglücklichen, vom Schicksal Verfolgten“, begann er mit einer Miene, die mich und meinen jungen Freund Albin unwiderstehlich zum Lachen reizte.

Der arme Mensch war nämlich wie alle Melancholiker im Leben, auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, Komiker, und hatte während einer mehr als vierzigjährigen Bühnenlaufbahn alle Muskeln seines Gesichtes so sehr auf seine spaßhaften Rollen eingerichtet, daß sie ihm nicht mehr gehorchen wollten, wenn es galt, Ernst oder gar Trübsinn auszudrücken, und so geschah es ihm, daß er bei den traurigsten Dingen stets die lächerlichsten Gesichter schnitt.

„Ich war mit meinen Leuten in Rußland drüben und ich gestehe, es ging uns schlecht, wir machten einige Schulden, aber was soll der Mensch machen und besonders der Künstler, man muß doch leben! Nun, sehen Sie, da hat man uns unsere Decorationen und unsere Garderobe gepfändet, auch zwei Wagen und einige Instrumente, nur Weniges konnten wir retten. Wie sollen wir also hier vor unsern Gönnern jetzt würdig erscheinen? Es ist sehr traurig.“ Er schnitt wieder eine erbärmlich komische Grimasse.

„Und Sie wünschen also—“ fiel Albin ein, den das Schicksal der Schauspieler nicht wenig rührte.

„Ich habe gehört, daß hier in Zloczow ein Sohn des berühmten Verfassers des „Mädchen von Marienburg“ *) lebt, Ihr Herr Onkel nämlich“, fuhr der Theaterdirector fort, „und da dachte ich ein fühlendes Herz zu finden und an dasselbe zu appelliren im Namen der Kunst und auch im Namen des Vaterlandes.“ Dabei eine Miene, als ob er sich über das Alles, was er eben gesagt, von ganzem Herzen lustig machen würde.

„Sie können überzeugt sein, daß wir Alles thun werden, was in unseren Kräften steht“, erwiderte ich.

Albin zog seine wohlgefüllte Brieftasche hervor, ein seliges Lächeln überflog das Gesicht des unglücklichen Directors.

Wir hatten uns bald verständigt, für den Augenblick hatte die Noth ein Ende, aber es galt eine Bühne herzustellen, Decorationen und Costüme. Wir beschlossen also unsere Bekannten ein wenig in Contribution zu setzen.

„Was wollen Sie zuerst geben?“ fragte Albin

*) Seinerzeit ein beliebtes Repertoirstück der deutschen Bühne und insbesondere des Wiener Burgtheaters.

den Theaterdirector, welcher entzückt mit den ihm eingehändigten Banknoten spielte.

„Ich wage den „Sohn der Wildniß" vorzuschlagen", sprach zögernd der Director, „wenn die Herren einverstanden sind."

„Gut, geben wir den „Sohn der Wildniß" ", rief Albin, der sich bereits halb als Alterego des Theaterdirectors fühlte.

„Dazu haben wir nämlich die meisten Costüme gerettet", sagte der Director, „nur fehlt uns ein Bärenfell für den Ingomar; besitzt vielleicht Dero Herr Onkel ein Bärenfell?"

„Leider nein."

„Es könnte auch etwa ein Wolfsfell sein", meinte der Director.

„Ist auch nicht da."

„Dann geben wir dem Ingomar allenfalls ein Tigerfell"; sprach der Director nach kurzem Besinnen.

„Ein Tigerfell? Was fällt Ihnen ein", rief Albin, „das ist ja noch viel schwerer aufzutreiben!"

„Vergeben Sie", bemerkte sanft der Director, „aber nichts leichter herzustellen als ein Tigerfell, wenn man einige Praxis hat. Dazu braucht man nur ein Leintuch."

„Ein Leintuch", wiederholte Albin ſtarr — ſeine Illuſionen hatten einen bedenklichen Stoß erhalten.

„Ein altes Leintuch", bekräftigte der Director.

„Ein Leintuch, und noch dazu ein altes Leintuch", murmelte Albin, „und damit wollen Sie den Ingomar —"

„Gewiß, unſer Theaterdiener, er heißt Krupek, ein merkwürdiges Univerſalgenie, er iſt nämlich Decorationsmaler und Theaterſchneider, ſpielt die Flöte, ſoufflirt und ſpielt auch Rollen in der Art wie: „Die Pferde ſind geſattelt" oder „Ein Bote brachte dieſen Brief für Euch", der verſteht es ganz prächtig, aus einem alten Leintuch ein Tigerfell zu machen. — Ja, meine Herren", fuhr der Theaterdirector, unſer Erſtaunen bemerkend, fort, „wir ſind keine gewöhnlichen Komödianten, wir ſind Künſtler."

Das alte Leintuch wurde alſo meiner Tante auf der Stelle abverlangt und dem Director übergeben, welcher das Tigerfell in spe begeiſtert unter den Arm nahm und uns hierauf zu Lodoisca Sepelinska, einer hübſchen geſchiedenen Frau, folgte, welche in Zloczow als Emancipirte und Schöngeiſtin par excellence galt.

Wir wurden ohne alle Umſtände eingelaſſen.

Die Dame lag in einem zwar reizenden, aber äußerſt kühnen deshabillé auf einem türkiſchen Divan

und rauchte Cigarren wie ein Husar. Als wir an ihre Liebe zur Kunst und zum Theater appellirten, winkte sie, ohne sich zu bewegen oder den Mund zu öffnen, Albin, ihr ihre Brieftasche zu reichen, welche auf ihrem Secretär lag. Sie nahm, noch immer ohne ein Wort zu sprechen, fünf Banknoten zu zehn Gulden heraus und gab sie dem Theaterdirector, der vor Rührung nahe daran war, vor ihr in die Knie zu sinken.

Während wir nun über das Repertoir sprachen, hafteten die Augen des Directors unausgesetzt an einem großen Teppich von falschem Hermelinpelz, auf dem die hübsche Frau ihre kleinen Füße ruhen ließ.

„Gefällt Ihnen der Teppich?“ fragte plötzlich Lodoisca.

„Wie sollte ich wagen —“ stotterte der Theaterdirector.

„Ich bin überzeugt, Sie haben Absichten auf diesen Teppich“, lachte Lodoisca, „nur heraus damit!“

„Ich dachte allerdings an Barbara Radziwil“, *) flüsterte der Director mit einer urkomischen Fratze, „Ihr Teppich, gnädige Frau, würde einen herrlichen Ueberwurf für die unglückliche Königin geben oder vielleicht sogar einen Krönungsmantel —“

*) Eine berühmte polnische Tragödie.

„Nun so nehmen Sie ihn“, rief die hübsche reſolute Frau, „ich opfere ihn auf dem Altar des Vaterlandes!“

Der Director ließ es ſich nicht zweimal ſagen, er rollte den falſchen Hermelinpelz raſch zuſammen und wickelte ihn in das alte Leintuch, unter tiefen Bücklingen und grotesken Geſichtsverzerrungen dankend.

Bei einem wohlhabenden Juden, Zuckerherz, annectirte unſer wackerer Theaterdirector ein paar rothe Vorhänge, bei einem Kreiscommiſſär ein Ritterſchwert und zwei prächtige Federbüſche, und zuletzt noch beim lateiniſchen Pfarrer, einem jovialen, feingebildeten, alten Polen, ein altes Prieſtergewand und einige hohe Stiefel. Mit dem Hochgefühl eines Columbus nahm der Edle von uns Abſchied und eilte zurück in ſein Abſteigequartier.

Denſelben Abend noch machte ich ihm mit Albin einen Beſuch und wir lernten bei dieſer Gelegenheit die ganze Künſtlergeſellſchaft kennen.

Alles war in dem langen niederen Saale des Wirthshauſes „zur Sonne“ in Bewegung, als wir eintraten. Ein jüdiſcher Tiſchler, von zwei Judenjüngelchen unterſtützt, hatte Balken, Bretter und Latten herbeigeſchleppt und war eben damit beſchäftigt, mit Hilfe des Directors, der in Hemdärmeln wacker

Hand anlegte, an dem einen Ende das Podium aufzurichten, während an dem anderen auf der Diele eine große Leinwand aufgespannt war, auf welche Herr Krupek, der Souffleur, Statist, Flötenbläser, Theaterschneider und Decorationsmaler in einer Person, mit kühnem Pinsel aus so und so viel Farbentöpfen einen Wald hinzauberte.

Der Mann in der Allonge, welcher uns als Held der Gesellschaft vorgestellt wurde, ein alter steifer Kerl mit rother Nase und einer schmetternden Stimme, war von Krupek seit Jahr und Tag in die Mysterien seiner Malerei leidlich eingeweiht worden und kauerte auf dem Boden über einer Coulisse, welche er mit sichtlicher Sorgfalt anstrich. Seitwärts waren ein paar andere Herren der Truppe damit beschäftigt, Helme aus Pappe und hölzerne Schwerter mit Gold- und Silberpapier zu bekleben, indeß die Damen in der Fensterniſche Garderobe nähten und die Löcher in den Tricots stopften. Alles schrie und polterte durcheinander, das kleine Mädchen, das beim Einzuge neben dem Theaterkarren hergelaufen war, sang mit heller Stimme ihre italieniſche Arie und der gelehrte Pudel bellte uns zornig entgegen.

„Ah, meine Herren, meine lieben Herren und Wohlthäter", schrie der Director uns begrüßend, „Sie

finden uns so recht im vollen Zuge. Morgen spielen wir — vergeben Sie, aber wo ist Casimira, wo steckt das Mädel, sie soll die Herren unterhalten."

Auf seinen Ruf stand plötzlich ein junges hochgewachsenes Mädchen von unbeschreiblicher, in ihrem jungfräulichen Stolze rührender Schönheit mitten im Saale. Sie trug ein weißes Gewand von einer blendenden Reinheit, welche in dieser Umgebung auffallen mußte und das dunkle Haar in prächtigen, von einem gelben Seidenbande gehaltenen Locken. Ihre großen schwarzen, ausdrucksvollen Augen begegneten uns mit einer Würde, welche einen Beigeschmack von Geringschätzung hatte.

„Unterhalte die Herren, es sind liebe Herren", rief der Director, „dieselben, die uns mit Wohlthaten überhäuft haben!"

„Rechnen Sie uns das Wenige, was wir gethan haben, nicht so hoch an", sprach Albin zu dem Mädchen gewendet, „es setzt uns in Verlegenheit."

„Glauben Sie ja nicht, daß ich Ihre Handlungsweise überschätze", sagte Casimira rasch mit einer wunderbaren Stimme, die Jedem an das Herz greifen mußte, „Sie denken Ihren Spaß mit ein paar hungrigen, leichtfertigen Schauspielerinnen zu haben, einige Abwechslung in dem monotonen Leben einer Kreis-

ſtadt, voilà tout! Ich danke Ihnen weder, noch denke ich daran mich Ihnen erkenntlich zu zeigen. Wenden Sie ſich an dieſe Damen!“ Sie deutete verächtlich auf die beiden geſchminkten Komödiantinnen, welche mit dem Coſtüme Parthenia's beſchäftigt in der Fenſterniſche ſaßen und uns einladend angrinſten.

„Sie irren ſich, mein Fräulein, uns Motive dieſer Art unterzuſchieben“, ſagte ich, „wir ſind weder blaſirte Ariſtokraten noch Cavallerieofficiere.“

„Sie thun uns Unrecht“, ſtammelte Albin, das ſchöne Mädchen mit ſeinen Blicken verzehrend.

„Dann bitte ich Sie um Vergebung“, erwiderte Caſimira, jedem von uns herzlich eine Hand entgegenſtreckend, „aber was man beim Theater, beſonders bei einem Theater wie das unſere, erlebt, nöthigt uns ein lebhaftes Mißtrauen gegen jede Art von Enthuſiasmus auf.“

„Da ſehen Sie, meine edlen Mäcene!“ ſchrie auf einmal der Theaterdirector, „iſt das nicht ein Tigerfell, das ſich gewaſchen hat?“ Er entfaltete mit einer der akademiſchen Tragödie der Franzoſen entlehnten Attitude die von Monſieur Krupek mit gelbbraunen, eigenthümlich mahnenden Flecken überſäete alte Leinwand vor uns. Wir konnten uns des Lachens nicht erwehren, Caſimira ſtimmte mit jugendlichem Ueber-

muth ein und so wurde das Meisterstück Krupek's der Anlaß, daß wir bald in einen ungezwungenen und fröhlichen Verkehr traten.

Albin verliebte sich an jenem Abend mit all dem Wahnsinn, dessen nur die Jugend fähig ist, in die tugendsame Komödiantin, und diese zeigte sich jetzt ebenso zuvorkommend gegen ihn, als sie zuerst schroff gewesen. Sein warmes, schwärmerisches, nobles Wesen schien ihr den besten Eindruck zu machen und beim Fortgehen bekam er von Casimira einen Blick, welcher ganz verschieden war von jenem, mit dem sie von mir Abschied nahm.

Den nächsten Tag kündigten riesige, von Herrn Krupek in rother Farbe und Tusch höchst effectvoll ausgeführte Theaterzettel an den Ecken dem erstaunten Zloczow die erste Vorstellung, den „Sohn der Wildniß" an.

Schon eine Viertelstunde vor Beginn war das Auditorium vollkommen gefüllt, der Landadel aus der Nachbarschaft war zahlreich erschienen, die Husarenofficiere fehlten ebensowenig als die Beamten, die reichen Juden und Bürger, die Gallerie, auf der sonst bei Tanzunterhaltungen das Orchester dudelte, füllten kunstsinnige Barbiere, Mägde und gemeine Soldaten.

Hinter den Coulissen spielte sich eine Komödie

für sich ab. Der Director, seinen Griechenmantel wie eine Cholerabinde um den Bauch gewickelt, schoß hin und her, um sich zu überzeugen, daß Alles in Ordnung sei. Casimira-Parthenia in ihrer mit Goldpapier verbrämten Tunica schüttelte die schwarzen Locken im Gespräche mit Albin, der ihr ewige Liebe und Treue schwor; der Held, das „Tigerfell" um die Schultern, einen Pappehelm mit Roßhaarbusch auf dem Haupte, befeuchtete seine von den Flammen der Begeisterung verzehrte Seele mit einem Kruge hellen böhmischen Bieres.

Jetzt begann das Orchester die Ouverture und zwar hinter dem Vorhange. Vier jüdische Musikanten, verstärkt durch Casimira, welche auf der Guitarre klimperte, Krupek, der die Flöte blies, den Helden mit einer Handharmonika, und den Director, der die große Trommel schlug, spielten den Radetzkymarsch in einer Weise, „die Steine erweichen, Menschen rasend machen kann."

Endlich tönte die Klingel und das kleine Mädchen mit der italienischen Arie zog den Vorhang auf. Das Stück begann.

Die Aufführung war indeß nicht allein um Vieles besser, als man erwartet, sondern an und für sich ganz gut. Jeder der Mitwirkenden hatte seine Rolle

mindeſtens hundertmal und ſtets in derſelben Umgebung geſpielt, in Folge deſſen klappte Alles, ſo wie es ſelten auf großen deutſchen Stadttheatern der Fall iſt, da die Mitglieder und Novitäten raſch wechſeln und es daher nie zu einem ordentlichen Enſemble und Repertoir kommt.

Der Held ſpielte den Ingomar ſehr kräftig, und dort wo es nöthig war, mit einer Zartheit, welche ich ſeiner Trompetenſtimme gar nicht zugetraut hätte.

Caſimira verband mit einer überraſchenden Sicherheit eine herrliche angeborne Schönheit der Bewegung und eine hinreißende Beredſamkeit des Herzens. Alles an ihr und in ihr war Poeſie und ſo kam es, daß, wenn ſie auf der Bühne ſtand, eine Aureole über ihrem dunklen Lockenhaupt zu ſchweben und Alles um ſie her zu verklären ſchien. Man vergaß Ort und Zeit, man glaubte zuerſt Künſtler eines erſten Theaters ſpielen, glaubte endlich wirkliches Leben ſich entfalten zu ſehen. Der Beifall wollte kein Ende nehmen; am Schluſſe mußte die ſchöne Heldin des Abends immer wieder vor das Publicum treten. Endlich legte ſich die allgemeine Begeiſterung und Alles drängte dem Ausgang zu.

Albin, der von ſeinem Sitze aus bleich und bis zur Extaſe erregt, jede Bewegung, jedes Wort ſeines

angebeteten Mädchens belauscht, eilte jetzt mit mir hinter die Coulissen.

Wir fanden Casimira von den Husarenofficieren umringt, welche ihr in ihrer Weise mit „famos“ und „fesch, auf Ehre“ huldigten. Ein Rittmeister mit stattlicher Glatze und schnarrender Stimme lud die Künstler im Namen seiner Cameraden zu einem Souper ein. Casimira lehnte würdevoll ab, aber ihr Vater schrie aus der Garderobe herein: „Angenommen, meine Herren, angenommen, gereicht uns zur Ehre, zur höchsten Ehre!“

„Aber wir kommen in Verlegenheit, Papa“, erwiderte Casimira, „die beiden Herren, welche uns so viel Gutes gethan, können wir doch nicht, jetzt wo wir reussirt haben, im Stiche lassen, es wäre undankbar.“

„Die beiden Herren werden sich anschließen“, schrie der Director. „Sie haben wohl nichts dagegen?“ wendete er sich — halb noch Grieche, halb schon moderner Adam — an die Husaren. Diese erklärten sich einverstanden, wir tauschten einige inhaltslose Artigkeiten mit ihnen und machten dann unsere Anstalten zu dem Göttermahle.

Der Wirth und seine Leute entfernten rasch die Sessel und Bänke aus dem Zuseherraum, deckten eine

lange Tafel und auf derſelben Stelle, wo vor Kurzem noch die Zloczower ſchöne Welt der Dichtung Halm's gelauſcht, ſaß bald die luſtigſte Bande bei einem improviſirten Bacchanal. Der Wein floß in Strömen, die Unterhaltung wurde immer ungebundener, Toaſte wurden ausgebracht, heitere Geſänge angeſtimmt, humoriſtiſche Piecen vorgetragen.

Albin ſaß an Caſimira's Seite und hielt ihre Hand in der ſeinen, als einer der Huſaren, ein junger Lieutenant, ſich von ſeinem Seſſel erhob und während das Glas in ſeiner Hand ſchwankte, ziemlich lärmend auf das Wohl der ſchönen Schauſpielerin trank. Der ganze Kreis ſtimmte laut ein. Nun ergriff der Rittmeiſter mit der ſtattlichen Glatze das Wort.

„Ich ſtelle einen Antrag, meine Herren — Cameraden", begann er mit lallender Zunge, „eine famoſe Idee!"

„Heraus damit!" riefen Mehrere zugleich.

„Meine Herren —" fing er von vorne an.

„Den Antrag — die Idee!" ſchrien Andere.

„Ja, einen Antrag; einen famoſen Antrag", fuhr er fort, ſich ſelbſt durch ein beinahe kindiſches Lachen unterbrechend, „ich ſtelle den Antrag, daß wir Caſimira — mit Rückſicht auf ihre Verdienſte" — er lachte wieder — „und weil ſie ſo nett iſt, ja ſie iſt ſehr

nett — daß wir sie zur Göttin ernennen, zur Göttin meine ich der — der . . .“

„Der Schönheit“, fiel ihm der junge Lieutenant in das Wort.

„Und der Liebe“, lallte der Rittmeister, „der Liebe, mein Freund, so zu sagen ernennen — zu — zu unserer Garnisons-Venus.“

„Das ist unverschämt“, rief Albin, der gleichfalls zu viel getrunken hatte, während die Husaren dem Antrag des Rittmeisters stürmisch zustimmten.

„Was hat er gesagt?“ fragte der Rittmeister.

„Wer?“ meinte der Lieutenant.

„Der junge Mensch“, lallte der Rittmeister.

„Ich wiederhole, daß Ihr Antrag unverschämt ist“, schrie Albin.

„Oho!“ machte der Rittmeister.

„Das ist eine Beleidigung!“ riefen Andere.

„Sie haben eine unbescholtene Dame beleidigt“, sprach Albin, der auf den Rittmeister zugetreten war, „vergessen Sie nicht, daß es keine gewöhnliche Komödiantin ist, welche Sie vor sich haben.“

„Was meinen Sie? Das Mädchen gehört der ganzen Gesellschaft, wir haben Alle das gleiche Recht“, stammelte der Rittmeister.

„Sie muß uns jetzt Alle küſſen, Ihnen zum Trotz!“ rief ein anderer Officier.

„Ja, küſſen, Alle küſſen!“ brüllte der Lieutenant.

„Das wollen wir ſehen“, ſprach Caſimira erbleichend, „ich verbitte mir dieſe Scherze.“

„Fürchten Sie nichts, ich ſchütze Sie!“ rief Albin.

„Niederhauen ſoll man den Kerl“, tobte der Rittmeiſter, „wo iſt mein Säbel?“

Es war die höchſte Zeit, eine allgemeine Rauferei zu verhindern, als der Director ſeine Tochter bei Seite brachte und ich mich ins Mittel legte.

„Ich muß Satisfaction haben“, rief der Rittmeiſter.

„Ich verlange von Ihnen, daß Sie Caſimira Abbitte leiſten, oder ſich mit mir ſchlagen“, ſchrie Albin.

Endlich legte ſich der Tumult.

Auf der Stelle wurde ein Rencontre auf Säbel für den kommenden Tag ausgemacht und dann trennten ſich die Parteien.

Ich war mit Albin nur wenige Schritte gegangen, als Caſimira uns einholte; ſie hatte ein weißes Tuch über den Kopf genommen und war in eine abgetragene rothe Sammetjacke geſchlüpft. „Albin, Sie dürfen ſich nicht ſchlagen, ich gebe es nicht zu!“ rief ſie.

„Aus welchem Grunde?“ ſagte mein Freund.

„Weil ich Sie liebe" — sie warf sich an seine Brust und weinte. — — —

Den nächsten Tag fand das Duell dennoch statt. Albin verwundete seinen Gegner leicht am Arme, während er selbst einen Flachhieb auf den Kopf erhielt und eine Beule davontrug, damit war die unangenehme Geschichte beglichen. Als wir Casimira die Nachricht brachten, hatte ihr Glück keine Grenzen und sie gab sich auch keine Mühe, ihre Freude und ihre Leidenschaft für Albin vor mir zu verbergen.

„Was hast Du mit dem Mädchen vor?" fragte ich, als wir zusammen nach Hause gingen, meinen Freund.

„Wie kannst Du fragen — ein so braves Mädchen, ich werde sie heirathen", entgegnete Albin.

„Du denkst also im Ernste daran, daß eine Schauspielerin, und noch dazu mit so entschiedenem Berufe zum Theater, eine Hausfrau abgeben soll und kann?"

Albin blieb mir die Antwort schuldig. —

Die Gesellschaft gab noch eine Reihe von Vorstellungen in unserer Kreisstadt, dann war sie plötzlich davongezogen und mit ihr zugleich war Albin verschwunden. Einige Wochen später bekam ich in Wien einen Brief von ihm, in dem er mir anzeigte, daß Casimira seine Frau geworden und daß er sich gleich-

falls der Bühne gewidmet habe, zu der es ihn lange schon hingezogen. Er hatte bereits den Don Carlos, Carl Moor, Ingomar und Mazeppa mit vielem Erfolg gespielt.

Jahre vergingen dann, ohne daß ich von ihm oder Casimira etwas hörte, da fiel mir unlängst zufällig eine polnische Zeitung in die Hand, aus der ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung erfuhr, daß beide gegenwärtig zu den gefeiertsten dramatischen Künstlern ihres Vaterlandes gehören.

# Der verwandelte Pfarrer.

In einem Dorfe des Kreises von S., das dem Grafen M. gehörte, war durch Protection der Gräfin ein junger Priester Namens Lis als Pfarrer eingesetzt worden. Derselbe war früher Hofmeister im gräflichen Hause und zugleich der erklärte Günstling der nicht mehr jungen aber noch immer lebenslustigen Gräfin Amina gewesen.

Der galante Pfarrer suchte sich in seiner Verbannung, während sich die Gräfin in der Residenz von einem hübschen Dragoneroffizier den Hof machen ließ, so gut es ging durch kleine Abenteuer mit den Edelfrauen der Nachbarschaft und den hübschen Bäuerinnen seines Sprengels zu trösten. Er stand bald in der ganzen Gegend in dem Rufe, sein heiliges Amt zu mißbrauchen und Frauen und Mädchen in unerlaubter Weise zu verfolgen.

Eines Tages kam ein junges reiches Bauernweib zu ihm, das weithin als eine außerordentliche Schön-

heit bekannt war. Sie hieß Anaſtaſia Korſuk, war erſt 23 Jahre alt und noch nicht ganz vier Jahre verheirathet.

Der Pfarrer befand ſich in dem Augenblicke allein in ſeinem Arbeitszimmer und war bei einer Pfeife vorzüglichen türkiſchen Tabaks mit der Lectüre eines franzöſiſchen Romans beſchäftigt, er war aufs Höchſte erſtaunt, ja verwirrt, als das ſchöne, junge Weib, deſſen ſeltene Reize durch die maleriſche kleinruſſiſche Tracht nicht wenig gehoben wurden, unerwartet vor ihm ſtand.

Ihr edles, beinahe ſtrenges Haupt mit dem ſanften Munde und den milden braunen Augen von hellbraunem Haare eingerahmt, bekam durch das blaue Kopftuch etwas Madonnenhaftes, während die hohe kräftige Geſtalt in den gelben Saffianſtiefeln, dem bunten, nur bis an die Knöchel reichenden Rocke, dem rothen Tuchmieder, dem weißen geſtickten Hemde, das die klaſſiſchen Formen der Bruſt mehr hob als verhüllte, und der langen offenen Sukmane aus hellblauem Tuche, einen orientaliſch-phantaſtiſchen und zugleich majeſtätiſchen Character bekam.

Drei Reihen großer rother Korallen mit blitzenden Goldmünzen gemiſcht, vollendeten, um den Hals geſchlungen, die Toilette Anaſtaſia's, welche an der Thür

stehen blieb und die liebreizenden dunklen Augen bescheiden zu Boden schlug.

Der Pfarrer hatte sich rasch gefaßt, ging ihr entgegen und fragte sie mit ganz besonderer Freundlichkeit nach ihrem Begehren.

Wie alle galizischen Bauernweiber in solchem Falle, wischte Anastasia zuerst ihre Augen ab, aber sie weinte nicht, es war nur eine althergebrachte Form, welche sie erfüllte, dann klagte sie dem Seelenhirten ihr Leid.

Ihr Mann, dem sie von Herzen zugethan war und eine bedeutende Mitgift gebracht, hatte sich seit der Geburt ihres ersten Kindes immer mehr als Säufer und Faullenzer entpuppt, er vernachlässigte Weib und Wirthschaft, verspielte, was der treffliche Boden ohne Fleiß und ohne seine Beihilfe beinahe von selbst gab, und wenn seine Frau ihm Vorstellungen zu machen wagte, drohte er ihr mit dem Stocke, ja er hätte sie längst blutig geschlagen, wenn ihn ihre Kraft und Unerschrockenheit nicht eingeschüchtert hätten.

Der Rath des galanten Pfarrers ging dahin, sich das Benehmen des Mannes nicht zu sehr zu Herzen zu nehmen.

„Ich werde mit ihm sprechen", schloß er seinen Sermon, „ihm tüchtig ins Gewissen reden, aber ich

ſage Euch im voraus, es wird nicht viel helfen. Das Rechte iſt, Ihr lacht über ſeine Unarten, ſtatt Euch die ſchönen Augen voll zu weinen. Ihr habt wirklich ſehr ſchöne Augen, Anaſtaſia, ſehr ſchöne Augen."

Die junge Frau ſah verwirrt vor ſich nieder.

„Es giebt ja noch andere Männer auf der Welt, beſſere Männer", fuhr der liebenswürdige Seelenhirt fort, „Männer, welche ein reizendes Frauchen, wie Ihr ſeid, zu ſchätzen wiſſen und ihr Freude zu bereiten verſtehen mit allerlei hübſchen Sachen, und nicht ſolche Kränkung. Wenn ich an Eurer Stelle wäre, Anaſtaſia, ich nähme mir einen hübſchen Jungen aus dem Dorf zum Schatz oder, wenn Euer Sinn höher hinausfliegt, es giebt Herren von Stand, feine Herren, die ſich glücklich nennen würden, wenn ſie Euch beſitzen könnten, Anaſtaſia."

„Aber die Religion verbietet uns doch", warf die ſchöne Bäuerin ſchüchtern ein.

„Das muß ich beſſer verſtehen", rief der Pfarrer.

„Aber ich — ich möchte doch bitten —", ſtammelte Anaſtaſia, während ſie mit der Hand verlegen über ihre Sukmane ſtrich, „wenn Hochwürden, unſer Herr Wohlthäter, mit meinem Manne ſprechen wollten."

„Das ſoll geſchehen", nickte der Pfarrer.

Die arme, bedrängte Frau küßte ihn hierauf, der Volkssitte gemäß auf die Schulter, während seine Lippen ihre reine Stirn berührten, sie schrak zusammen, wurde blutroth und eilte davon, ein gescheuchtes Reh.

Einige Tage verstrichen, dann stand der Pfarrer unerwartet in Anastasia's Stube, sie saß an der Wiege ihres Kindes, die Spindel in der Hand und schaute ihn überrascht an.

„Nun, wo ist Euer Mann?" begann Pater Lis.

„Wo soll er sein, Hochwürden", entgegnete Anastasia kleinlaut, „in der Schänke beim Juden."

„Der Schlingel, der Taugenichts", schrie der Pfarrer, „wie hab' ich ihn ermahnt und wie hat er Reue und Leid erweckt und was hat er mir Alles versprochen, ein ganz unverbesserlicher Mensch das."

Die junge Frau seufzte.

„Und Ihr? Habt Ihr Euch getröstet?" fuhr der Pfarrer fort, indem er sich zu ihr setzte und sie ohne Umschweife um den Leib nahm.

„Wie sollte ich?" murmelte sie.

„Wie? mit einem Andern, der Euch gefällt", flüsterte Pater Lis, „wenn ich so begünstigt wäre von Gott, an der Stelle Eures Mannes zu sein, ich würde zu Euren Füßen liegen wie ein Lamm, Anastasia."

„Es ist einmal so, wie es ist", sagte die Bäuerin.

„Ihr könnt es ändern, sobald Ihr nur wollt, sagt mir nur, daß es Euch recht ist, wenn ich Euch tröste, Euch besuche", sprach der Pfarrer, „ich finde Euch wirklich schön, Anastasia, ich könnte bei Euch vergessen, daß ich Priester bin."

„Das sollt Ihr aber nicht vergessen", sagte sie abwehrend.

„Seid Ihr stolz?"

„Nicht stolz, aber was Ihr von mir verlangt, wäre eine große Sünde."

„Habe ich nicht die Macht, sie Euch nachzusehen", flüsterte der Pfarrer, zugleich umschlang er das schöne Weib und preßte einen leidenschaftlichen Kuß auf ihre halbentblößten Schultern.

Anastasia, flammend vor Zorn und Empörung, richtete sie sich gleich einer beleidigten Monarchin auf und stieß den Versucher mit aller Kraft von sich, er taumelte und lag jetzt zu ihren Füßen, ihre herrlichen Hüften lüstern umschlingend.

„Fort!" herrschte sie ihm zu und als er nicht gehorchte, rief sie ihre Leute.

Der verliebte Priester blieb einen Augenblick, das Antlitz zur Erde vor ihr liegen, dann erhob er sich rasch und floh.

Der Widerstand des schönen Weibes hatte seine

Leidenſchaft auf's Höchſte entflammt, ſo etwas war ihm bei den blaſirten koketten Frauen der polniſchen Ariſtokratie freilich nie begegnet, jetzt war er entſchloſſen, Anaſtaſia um jeden Preis zu beſitzen.

Ihr liederlicher Mann lag Tag und Nacht mit ein Paar Urlaubern in der Schänke, ſoff und ſpielte Karten.

Gewöhnlich kam dann ſeine Frau und holte ihn, ſeine Genoſſen verſpotteten ihn zwar deshalb, aber die Macht des prächtigen Weibes über ihn war ſo groß, daß er ihr doch jedesmal folgte.

So war es auch heute.

Anaſtaſia trat ein, als die wilde Geſellſchaft am luſtigſten war, ſie hatte zum Schutz gegen die Winterkälte — es war im December — eine zottige Bunda*) aus Kameelhaaren angezogen und hielt den Kantſchuk**) in der Hand. Unerwartet legte ſie ihre Hand auf die Schulter ihres Mannes.

„Es iſt jetzt Zeit, nach Hauſe zu gehen", ſprach ſie.

„Aha!" rief einer der betrunkenen Geſellen, „die ſtrenge Herrin iſt da, da heißt es gehorchen, tummle Dich, ſonſt ſetzt es Hiebe, ſiehſt Du nicht den Kantſchuk?"

*) Aermelmantel mit Kapuze.

**) Lange Peitſche mit kurzem Stiel.

„Nur noch ein Spielchen, Anaſtaſia“, erwiderte ihr Mann zärtlich.

„Nichts da!“ rief ſie, warf die Karten zuſammen und riß ihn empor. Die Andern lachten, aber auch ſie hatten nicht den Muth, dem ſchönen reſoluten Weibe mit einer ihrer gewöhnlichen Rohheiten zu erwidern.

Anaſtaſia nahm ihren bedenklich hin- und herſchwankenden Mann feſt unter den Arm und führte ihn, die Anderen folgten ein Schelmenlied anſtimmend:

„Ich geh' nicht heim, ich geh' nicht heim,
Zu Hauſe ſetzt es Prügel . .“

Vor dem von einem niederen Zaun eingefriedeten ſtrohgedeckten Hauſe Anaſtaſia's angelangt, verabſchiedeten ſich die ſämmtlich ſtark angetrunkenen Genoſſen ihres Mannes mit allerhand Späßen und entfernten ſich langſam; ſie waren aber nur wenige Schritte gegangen, als heftiges Hundegebell und die Stimme Anaſtaſia's ſie zurückriefen.

„Ein Bär, ein Bär“, ſchrie in dieſem Augenblicke ihr Mann auf.

Wirklich ſtand ein großer brauner Bär hinter dem Zaun und brummte heftig.

Der junge weiße Wolfshund, der Nachts von der Kette losgelaſſen wurde, zog ſich ſcheu mit unheimlichem

Gewinsel zu den Füßen Anastasia's zurück, während die Männer sich ängstlich, gleich Schafen, wenn der Wolf naht, zusammendrängten.

Als der Bär Miene machte herüberzuklettern, flohen die Helden sich überstürzend alle in das Haus, erkletterten den Dachboden und stürzten die Leiter um. Der Hund verkroch sich zitternd unter dem Herd.

So blieb Anastasia allein, das muthige Weib verlor indeß keinen Augenblick die Geistesgegenwart, sie schloß rasch die Thüre, eilte in die Stube, ergriff eine Stange und stellte sich vor die Wiege, um im Nothfalle ihr Kind mit ihrem Leibe zu decken. Sie hörte zu ihrem größten Erstaunen jetzt leise die Thür öffnen und wieder schließen, sachte kamen schwere Tritte näher und näher und endlich stand der Bär in der Stube.

Anastasia bekreuzte sich und hob dann entschlossen die Stange zur Abwehr.

„Aber Anastasia, kennt Ihr mich denn nicht?“ begann der Bär zärtlich.

Das entsetzte Weib blickte sprachlos auf das Thier.

„Ich bin es, ich bin der Bär“, flüsterte eine bekannte Stimme.

Es war der verliebte Pfarrer, welcher dieſe ſonderbare, bei den galiziſchen Bauern beliebte Maske gewählt hatte, um bei ihr einzudringen.

„Ihr ſeid es“, ſagte Anaſtaſia, „warum erſchreckt Ihr mich ſo?“

„Um Euch dann umſomehr zu erfreuen“, entgegnete der Pfarrer.

„Was iſt das“, ſagte oben einer der Urlauber, „hörſt Du nicht, der Bär iſt in der Stube und ſpricht mit Anaſtaſia.“

Plötzlich zuckte ein muthwilliger Einfall gleich einem Lächeln um Anaſtaſia's rothen Mund. Der Bär hatte ſich ihr genähert und begann zärtlich zu werden.

„Verdiene ich nicht für ſo viel Liebe belohnt zu werden?“ flüſterte er.

„Geduldet Euch nur einen Augenblick, dann ſollt Ihr ganz nach Verdienſt belohnt werden.“ Sie ging hierauf aus der Kammer, verſchloß die Thür derſelben und rief die Männer herbei.

„Ihr elende Memmen, es iſt keine Gefahr, kommt herab, Haſenfüße.“ Zugleich ſtellte ſie die Leiter an.

Als ihr Mann mit ſeinen heldenmüthigen Genoſſen herabgekommen war, erklärte ſie ihnen mit wenigen Worten die Verfolgungen und die Anträge des Pfarrers und ſchloß damit, daß der Teufel ihn offen-

bar zur Strafe für seine sündige Leidenschaft in einen Bären verwandelt habe.

„Gott steh' uns bei", murmelte ihr Mann, sich bekreuzigend.

„An uns ist es nun, ihn zu züchtigen, und auf diese Weise zu erlösen", sagte Anastasia.

„Aber beißt er nicht?" fragte ihr Mann.

Das junge muthwillige Weib begann zu lachen, „Dummkopf", sagte sie, „es ist ja kein Bär, es ist der Pfarrer selbst, der mich verführen wollte."

„Nun dann warte, Du Heuchler", rief ihr Mann.

„Thut, wie ich es Euch heiße", gebot Anastasia, „Du laufe zur Kirche, läute Sturm und rufe die Gemeinde hieher, sie soll auf der Stelle Gericht halten über ihn, und ihr andern helft mir, daß wir uns seiner bemächtigen."

Von den Freunden ihres Mannes gefolgt, kehrte Anastasia in die Stube zurück.

„Seht da unsern armen Pfarrer", rief sie, „der, um seine Sünden abzubüßen, in ein so garstiges Unthier verwandelt wurde. Helft mir ihn erlösen. Gebt Stricke her, daß wir ihn fesseln." Vergebens stieß der Bär ein zorniges Brummen aus, vergebens begann er, als ihm dies nichts half, zuerst zu drohen, dann zu flehen, die Männer faßten ihn bei Händen und Füßen

und Anastasia legte ihm die Schlinge fest um den Hals, so daß ihn dieselbe bei jeder heftigen Bewegung zu erwürgen drohte.

Schon tönte die Sturmglocke, bald war die Gemeinde vor dem Hause versammelt und bildete einen großen Kreis, in den der Pfarrer von Anastasia am Stricke hineingezerrt wurde.

„Seht hier unsern armen Herrn Pfarrer", begann Anastasia, „der mich mit sündhaften Anträgen verfolgt hat, und dafür in einen Bären verwandelt wurde."

Die Versammlung brach in ein lautes Gelächter aus, denn Alle kannten bereits den wahren Sachverhalt.

„Ich verlange von der gromada*) ein Gericht über ihn, und eine tüchtige, zeitliche Strafe", fuhr die Klägerin fort, „um auf diese Weise seine Seele vor den ewigen Strafen zu retten."

„Du bist ein kluges Weib, Anastasia", erwiderte der Richter, ein ehrwürdiger Greis mit weißen Locken, „sag' selbst, was mit ihm geschehen soll."

„Nun, dann will ich auf ihm durch das ganze Dorf reiten wie auf einem Pferde", rief sie nach kurzem Besinnen, „während ihn die andern Frauen, die

*) Bauerngemeinde.

er verſucht hat, gehörig antreiben, und in der Kirche ſoll er in die Kufe mit Weihwaſſer getaucht werden und darin bleiben bis zum Morgen, dann hoffe ich, wird er ſeine menſchliche Geſtalt von Gott zurückerhalten."

„Ja, ja", riefen hundert Stimmen zugleich, „ſo ſoll es geſchehen."

Im Nu war der in einen Bären verwandelte Pfarrer zu Boden geriſſen, das ſchöne, kräftige Weib ſchwang ſich auf ſeinen Rücken und lenkte ihn mit dem Stricke, wie mit einem Zügel, während die andern Frauen auf ihn losprügelten, und die Männer unter wildem Geſchrei mit brennenden Kienfackeln die ſeltſame Scene beleuchteten.

So ſetzte ſich der Zug in Bewegung und jedesmal, wenn der arme Sünder unter ſeiner ſchönen Laſt keuchend zuſammenbrach, ermunterte ihn ſeine Reiterin unter höhniſchem Gelächter durch Fußtritte und Alt und Jung ſchlug mit Kantſchuks und Stöcken auf ihn los, bis er ſich wieder erhob und langſam vorwärts trabte. Auf dieſe Weiſe hatte das Bauerngericht*) ſein Opfer endlich bis zur Kirche getrieben,

*) Der Mangel jeder Juſtiz, die Verhöhnung alles Rechtes unter dem polniſchen Regimente haben die der amerikaniſchen Lynchjuſtiz analogen Bauerngerichte in Galizien wachgerufen,

nun ergriffen vier ſtarke Männer den bereits mehr todten als lebendigen Bären, hoben ihn auf und Alles drängte ihnen nach in das Gotteshaus.

Hier wurde der in ſeiner Verzweiflung um Hilfe ſchreiende Pfarrer in die Weihwaſſerkufe geworfen und der Deckel feſt geſchloſſen. Dann zerſtreute ſich die Menge unter rohen aber geſunden Späßen.

Erſt am Morgen wurde der unglückliche Pfarrer von dem Kirchendiener befreit.

Er lag mehrere Tage von einem heftigen Fieber geſchüttelt im Bett. Als er ſich erholt hatte, und das erſtemal ausging, wollte es der Zufall, daß er dem ſchönen Weib, das ihn ſo grauſam geſtraft, begegnete. Sie lachte von Weitem ſchon.

„Gott wird es mir lohnen, hoffe ich", ſagte ſie ſpöttiſch die Lippen kräuſelnd, „was ich an Ihnen Hochwürden, unſerm theuern Herrn Wohlthäter, gethan. Ich habe Ihnen die menſchliche Geſtalt zurückgegeben und Ihre Seele gerettet, und ich denke, es wird nun

---

der ſchleppende Gang öſterreichiſcher Juſtiz dagegen dieſelben bis heute in Wirkſamkeit erhalten. Ueberall wo ſich Geſetz und Gerichte machtlos oder ungenügend erweiſen, greift das kleinruſſiſche Landvolk in dieſer Weiſe zur Selbſthülfe. Die Gemeinde als ſolche ladet die Schuldigen vor, hält über ſie Gericht, verurtheilt ſie und vollzieht auf der Stelle die Strafe, wobei häufig genug der geſunde Volkshumor zu ſeinem Rechte gelangt.

nicht mehr vorkommen, daß ein Priester zu einem Thiere wird."

Der Pfarrer senkte beschämt den Blick und schwieg.

Die Geschichte wurde aber bald in weitern Kreisen bekannt und der Held derselben in nicht langer Zeit in eine andere Diözese versetzt.

---

# Das Erntefeſt.

Ringsum klingt die Senſe, die Sichel; Lieder bald fröhlich wie Lerchen, bald trauernd ſehnſuchtsvoll wie Nachtigallen ſteigen aus der Ebene empor. Die Ernte iſt im vollen Zuge. Die weite podoliſche Fläche wogt im leichten Sommerwinde, ein gelbes Meer, Hügel an Hügel ſcheinen ſich wie große Wogen zu heben und wieder zu ſenken, auf einzelnen kleinen Inſeln wimmelt es von Schnittern wie von kleinen ſchwarzen Inſekten.

Um mich, oder eigentlich um den oſtgaliziſchen Edelhof, in dem ich vor einer Woche etwa vom Pferde geſtiegen und bis heute ein Gefangener ruſſiſcher Gaſtfreundſchaft bin, dehnt ſich ein Stück dieſer unendlichen Ebene, das hat ſeine Korn- und Weizenwellen in rieſigen Garben zuſammen gebunden. Zu dreien an einander gelehnt ſtehen ſie weithin in langen Reihen, gleich Zelten eines ausgedehnten Lagers nur am Ho-

rizonte von einem kleinen Wäldchen, das wie ein dunkler Gartenzaun dasteht, und von dem Dorfe Turowa begrenzt, dessen niedere, von Strohdächern tief überhangene Hütten mit einzelnen emporragenden Stangen man von weitem für längliche Heuschober halten könnte.

Der Edelhof, ein lang gestrecktes, ebenerdiges Gebäude, steht mit seinen Ställen, Schuppen, Scheuern auf einem Hügel. Ein Fußpfad führt zwischen Feldern, die nur noch dürre Stoppeln zeigen, in Krümmungen gegen das Dorf hinab. An ihm lehnt ein flacher kahler Erdaufwurf, das Volk nennt ihn den Tartarenhügel, und jenseits desselben steht das Kornfeld, von dem aus die Lieder der Schnitter herüber tönen, dann noch eins, und noch eins.

Ich nehme meine Flinte und trete aus dem Hause.

Da sitzt auf der Veranda der Herr des Edelhofes, mein Wirth Wasyl Lesnowicz. Ein würdiger Mann, nicht eben klein, knochig, mit starker Stirne, unverwüstetem, weißem Haare, langem Schnurrbart, fester Nase und dickem Kinn. Die blauen Augen unter den struppigen Augenbraunen wie verborgene Flämmchen lebhaft und feurig.

„Gehen Sie nicht zu weit vom Hause, Bruder", sagte er bedächtig, „die Bauern werden heute mit der

Ernte fertig, dann feiern wir heute Abend noch das Erntefest, ja sie kommen Alle herauf, das ganze Dorf, das Volk hat so ein Attachement an unser eins, weil man zu ihm gehört, drüben bei dem polnischen Nachbar, da kommt Niemand mehr zum Erntefest als die bezahlten Schnitter."

Herr Wasyl war nämlich stolz auf das Ansehen, das er beim Landvolk genoß.

Seine Familie war wie alle adeligen Geschlechter Ostgaliziens russischer Abkunft, hatte unter polnischer Herrschaft polnische Sprache und Gesinnung angenommen, aber den griechischen Ritus bewahrt. Herr Wasyl hatte seine Bauern nie schlecht behandelt, aber vor dem Jahre 1848 die Herstellung Polens als politische Nothwendigkeit angesehen. Als in jenem Jahre der Bauer seine Freiheit erlangte und die russische Nationalität in Galizien zu neuem Leben erwachte, da begann auch Herr Wasyl russische Zeitungen zu halten, russische Bücher zu kaufen, seinen Töchtern Jacken nach russischem Schnitte machen zu lassen, mit den Polen französisch zu sprechen, in der Unterredung mit Bauern stets Phrasen wie: „wir Brüder", „wir Landsleute", fallen zu lassen und jedem mit einem „bleibt gesund!" zu grüßen.

Ich sagte, ich wolle eben nur auf das Feld zu

den Schnittern gehen, nahm Abschied und schritt gegen das Dorf.

Auf dem Fußpfad kam mir eine schlanke Bäuerin entgegen, den Kopf phantastisch mit einem bunten Tuche wie mit einem Turban umwunden, sie ging mit einem „Gelobt sei Jesus Christus", gesenkten Blickes an mir vorüber.

Da lag nun das Kornfeld, das unter den kräftigen Armen der Schnitter rasch zu Boden sank. Behende arbeiteten die jungen Burschen in weiten grobleinenen Beinkleidern und Hemden, mit bloßen Füßen, Armen und bloßem braunem Halse, einen breitkrämpigen Strohhut auf dem Kopfe. Die Mädchen in kurzen bunten Röcken, ploderndem Hemde, den rothen oder gelben Tüchern auf dem Kopfe, tauchten beim Schneiden wie große Mohnblumen auf und ab.

Zur Seite stand ein großer Krug Wasser mit einem angeschnittenen Laibe schwarzen Brodes als Deckel. Seitwärts richteten mit echt russischem Ernste einige Bauern die Garben und stellten sie schief zusammen, wie man Gewehre in Pyramiden stellt, damit der Regen abrinnen kann.

Buben versteckten sich zwischen denselben, Einer rief: „ich bin ein Bär! Das ist meine Höhle!" Sofort liefen die andern herbei, suchten ihn mit Weiden-

ruthen heraus zu treiben, und schrieen sich heiser, bis ein Garbenbündel umsank, das nächste niederwarf und so eine ganze Reihe wie Kartenhäuser zusammenfielen. Eine kräftige Stimme tönte herüber, jetzt richteten sie die Garben rasch auf, legten sich halb nackt in den warmen Sand des Weges und horchten zu, wie einer ein Märchen erzählte.

Seitwärts stand eine Schnitterin, ein junges Weib. Die staubigen Füße, die schlanke Hüfte, die volle Brust besonders wohlgebildet. Das Haar in einem großen Kranz um den feinen Kopf mit seelenvollem blauem Aug' und der feinen sanftgebogenen Nase. Sie wischte den Schweiß mit dem weiten Hemdärmel von Stirne und Wange, steckte die Sichel rückwärts in das Schürzenband und hockte sich in das Korn.

Da lag ihr Kind.

Sie nahm es an die Brust, setzte sich unter den Weißdornstrauch, wo er den vollsten Schatten gab und sprach zu ihm süße Worte wie Küße, zärtliche Diminutive, wie sie keine andere Sprache besitzt, halb singend, halb zwitschernd, so daß ein neugieriges Rothkehlchen aufmerksam wurde, geflogen kam und von dem obersten Aste des Weißdornes mit den klügsten schwarzen Augen ernsthaft zusah.

Alle hatten mich begrüßt und dann etwas gemuſtert. Jetzt kam über den Weg herüber ein alter Bauer. Ihm gehörte das nächſte Feld, er beaufſichtigte ſeine Leute bei der Arbeit, hatte mich geſehen und kam, mit jener unſerem ruſſiſchen Bauer angeborenen guten Art, mir Geſellſchaft zu leiſten. Auf zehn Schritte weit zog er den Hut ab und wünſchte mir und meinen Enkeln und Enkelskindern ein ungemeſſenes Wohlergehen. Als er den Hut abhatte, war ſein Geſicht mit dem energiſchen Schnitte, dem wehmüthigen Munde von einem weißen Schnurrbart eingefaßt, der gewölbten Stirne zur Hälfte von dem abgeſchnittenen grauen Haar bedeckt, zugleich ſchön und ſympathiſch. Er hatte einen kotzengroben, zottigen Rock an, mit Kapuze rückwärts, grau, an den Näthen mit blauen Schnüren beſetzt, einen Rock, den die Reiter Dſchingis Chans getragen haben mögen und den der galiziſche Bauer als ein Erbſtück der Tartarenzeiten in ſeiner Tracht bewahrt.

Wir gingen zwiſchen den Garben auf und ab, ſprachen von der Ernte, und kamen allmälig bis zu dem Tartarenhügel, welcher gegen die untergehende Sonne wie ein ſchwarzer Sarg ſtand. Ich legte meine Flinte an ſeinem Abhange nieder und ſetzte mich in den Schatten. Der Bauer bedachte ſich einen Augen-

blick, blickte umher, dann setzte er sich in einiger Entfernung gleichfalls nieder.

Je weniger ich sprach, um so mehr bemühte sich der alte Mann mich zu unterhalten.

„Heute werden wir fertig", sagte er, „die Leute vom Hofe auch, dann halten wir zusammen das Erntefest."

„Ihr seid also in einem guten Verhältniß zu Euerem früheren Gutsherrn?" bemerkte ich.

„Und warum nicht!" erwiderte der Bauer; „er gehört zu uns, er ist ein Russe so wie wir. Mit den polnischen Gutsherrn ist es anders. Das ist eine alte Feindschaft, die Volkslieder wissen davon zu erzählen. Herr Lesnowicz dagegen ist, um es recht zu sagen, mit uns wie ein Bruder mit Brüdern. Er hat uns geholfen die Schule bauen, er hat uns auch einen streitigen Wald gegeben, wir werden ihn also zum Deputirten wählen."

„Ihr habt hier eine gute Schule und was ich von der Wirthschaft sehe, ist auch besser als sonst bei uns in Galizien."

„Ich bitte Sie", fiel der Bauer lebhaft ein, „es ist hier ziemlich, aber wenn es irgendwo schlechter ist, darf man darüber erstaunen? In manchen Büchern steht es zu lesen, daß der Bauer hier zu Lande träge

ist, ein schlechter Arbeiter aber ein ordentlicher Säufer und Dummkopf, der Kirchensänger hat uns einmal so etwas vorgelesen. Nun Gott sei Dank, ist das nicht wahr. Aber dürfte man erstaunen, wenn es so wäre? Bedenken Sie doch, gnädiger Herr, wie das so bei uns war. Da waren wir unter dem polnischen Reiche, wie lange ist das her, waren zu nichts anderem gut, als dem Edelmann das Feld zu bestellen wie Rind und Pferd; nur wenn ihm sein Nachbar ein Pferd tödtete, mußte er Strafe zahlen und wenn er ihm einen Bauer tödtete, oft nicht. Also sollte der Bauer ein Land lieben und mit Eifer bebauen, auf dem er wie ein Fremder, wie ein Thier gehalten war?

„Dann kamen wir zu Oesterreich, da wurde es gleich besser. Der Bauer war jetzt ein Mensch wie jeder andere, aber der Grund blieb dem Edelherrn und der Bauer mußte ihm die Robot leisten.

„Der große Kaiser Joseph" — der Bauer nahm den Hut ab und setzte ihn wieder auf — „hat uns ein Patent gegeben, das sagte deutlich, so viel Tage der Woche soll der Bauer für den Gutsherrn arbeiten und so viel für sich. Es war gerecht für beide Theile. Aber die Edelleute wollten keine Gerechtigkeit und verstanden das Patent zu umgehen. Wie, werde ich Ihnen gleich sagen.

„Uns ſind die Kinder an's Herz gewachſen und ſchwer trennt ſich der Vater von dem Sohn. Nun nehmen wir an, ein Bauer hatte 30 Joch, die ihn gut ernährten und hatte davon vier Tage Robot zu leiſten. Der Bauer hatte nun zwei Söhne. Da kam der Edelmann und ſagte „Du haſt zwei rüſtige Söhne, man wird ſie Dir zum Militär nehmen, Du aber möchteſt Dich nicht von ihnen trennen. Weißt Du was, Du gibſt jedem 10 Joch, ſo hat jeder von Euch 10 Joch und Jeder leiſtet mir 4 Tage Robot.“ Die Söhne theilten wieder und die Enkel wieder, und die Robot ſtieg immer fort, und vereinigte wieder einmal ein Bauer alle dieſe Theile, ſo hatte er nun ſtatt 4 Tage oft 24 Tage in der Woche zu roboten und fragte ſich, wie er das anzufangen habe.

„Es war alſo damals auch nicht am Beſten. Wenn der Bauer den ganzen Tag hinter dem Pflug ging, ſo geſchah es, damit der Edelmann auf Silber ſpeiſt, die Edelfrau mit vier Pferden im Schlitten fährt, er ſelbſt aber Haferbrod kaut und ſein Weib barfuß im Schnee watet.“

Dem Bauer war beſonders wohl, wie er der vergangenen ſchweren Zeiten gedachte und dann auf ſeinen freien Grund und Boden blickte.

„Ich meine, daß die Bauern auch damals nicht

ſo arbeitsſcheu waren", ſagte ich nach einer Weile; „wie war es denn mit den nächtlichen Ernten? Ihr erinnert Euch noch gewiß daran."

Der Bauer ſah bei Seite und ſpuckte aus. „Wie ſoll ich mich nicht erinnern Herr!" erwiderte er; „es war ſo. In manchen Gegenden, wenn es einen ſchlechten Sommer gab, Gewitter, Stürme, Regengüſſe, und war das Feld in ein Meer verwandelt, jede Ackerrinne ein Bach, wenn dann zur Zeit der Ernte auf einmal der Himmel wolkenlos war, die Luft ſtille ſtand, heiß und trocken, da geſchah es, daß der Edelherr die Bauern vom frühen Morgen bis zum Abend auf ſeinen Feldern arbeiten ließ, um die Ernte hereinzubringen, ehe ſich das Wetter wenden möchte, und den Bauern keine Zeit blieb für ſich zu ſchneiden, ihr Korn bog ſich bereits zur Erde, jede Wolke, die am Himmel aufſtieg, konnte ihre Ernte vernichten.

„Kamen dann die ſchönen kühlen Vollmondnächte, ſo ruhten ſie etwas, nachdem die Tagesarbeit für den Herrn gethan war, und hielten ihre Ernte in der hellen Vollmondnacht, ſie blieben beiſammen wie ſie von dem Felde des Herrn kamen und ſchnitten dann alle vereint Feld für Feld wie es kam, Jedem halfen Alle, und Jeder Allen. Am Morgen ſchliefen ſie wenige Stunden und zogen dann wieder zur Arbeit auf

das Feld des Herrn. Das waren die nächtlichen Ernten."

Wir schwiegen beide.

Endlich sagte der greise Landmann: „Sehen Sie, so ist es mit der Faulheit, und was das Saufen betrifft, so ging der Bauer in die Schenke, um sein elendes Leben zu vergessen. Der Branntwein nahm ihm etwas die Besinnung und das war gut. Man tanzte, man sang, man sprach von dem und von Jenem, man verpfändete seinen Rock und seine Stiefel, aber man lebte doch. —

„In dem Jahre 1848 ist es auf einmal anders geworden. Wir sind frei geworden, der Grund und Boden gehört uns. Der frühere Gutsherr ist uns Nichts mehr als ein Nachbar. Sehen Sie, seitdem hat sich Alles gebessert. Der Bauer sieht fleißig auf seine Wirthschaft und hat Gewinn davon; es ist ein gutes Land, in dem wir wohnen, einen besseren Boden kann es wohl nicht geben, der Mensch hat Lust an Feldarbeit. Der Bauer hat so eine Liebe zu ihr, zu seinen Thieren, seinen Verhältnissen und wenn es gut geht, hat er einen Ertrag, daß der Städter ihn beneidet.

„Sehen Sie, vor Zeiten war ich manchmal in Strafe wegen der Robot und meine Felder standen zur Hälfte wüst. Jetzt pachte ich Grundstücke von den

polnischen Edelherren und meine Wirthschaft läßt sich sehen. Drüben in Sieniawa da sehen Sie das Dorf an, Haus für Haus von purem Stein. Dabei die gute Straße. Das ist freilich noch der Anfang, Herr Gnädiger, es drücken uns etwas die Steuern, es fehlt noch an Eisenbahnen, Straßen, Schulen."

Ich sah den Bauer erstaunt an. „Aber man sagt", bemerkte ich dann, „daß Ihr die Schulen nicht sehr liebt."

Der alte Mann schlug die Arme auf der Brust ineinander und wiegte den Oberkörper hin und her. „Was die Leute Alles sagen. Das war noch wie Alles polnisch war, und wir zahlten nicht gern unser Geld dafür, damit unsere Kinder ihre Muttersprache verlernen.

„Jetzt sind die Schulen in unserer russischen Sprache und die Gemeinden bauen selbst die Schulhäuser und geben was nöthig ist.

„Ja was da Alles geredet wird und geschrieben, es ist bereits ungesund. Auch von der Eisenbahn. Wären Sie nur dabei gewesen, wie die Bahn nach Lemberg eröffnet wurde. Man sagte, die Bauern nennen das ein Höllenwerk. Das war aber unwahr.

„Auf allen Stationen waren die Gemeinden mit Richtern, Geschworenen, Musik und begrüßten den

ersten Zug. Viele fielen auf die Knie hoben die Hände zum Himmel. Glauben Sie solche Sachen nicht. Es wird noch weit Anders werden, weit Anders, Sie werden es wohl erleben, man soll nur der Gemeinde mehr Freiheit geben. Es war bei uns von alten Zeiten her, daß die Gemeinde Alles war und sie ist es jetzt auch, wenn auch die Regierung sie nicht so anerkennt. Es könnten weniger Beamten sein, es wäre uns besser und dem Reiche."

„Freund", warf ich ein, „ich bin auch für die freie Gemeinde, aber es ist noch nicht an der Zeit."

„Ich beschwöre Sie", entgegnete der Bauer, „warum denn nicht? Da hatten z. B. die Dominien die Steuern einzuheben für den Staat und hatten uns bedrückt. Darauf haben die Bauern nicht erst gefragt, sondern die Steuern selbst gesammelt durch die Gemeinderichter. Im Jahre 1827 kamen die kaiserlichen Steuerämter. Sehen Sie, da hat es gleich sehr viel gekostet und früher nichts, und was die Rückstände betrifft, so waren es nur Wenige, als die Gemeinden die Steuern einhoben und als die Beamten — bald mehrere Millionen. Es scheint also, daß die Gemeinden Manches besser machen als die Beamten. Kein Vogel kann gleich fliegen.

„Wenn aber die Störche wollen, daß ihre Jungen

es lernen, tragen sie dieselben auf ihren Flügeln in die Luft empor. Aber es scheint die Regierung will nicht, daß wir fliegen lernen." —

Um den Weißdornstrauch hatte sich indeß eine Gruppe von Weibern und jungen Burschen gebildet, aus der plötzlich ein gellendes Geschrei herüber tönte. Mein alter Bauer richtete sich auf um hinzusehen. Zugleich kam ein halbgewachsener Knabe mit bloßen Füssen, wirren blonden Haaren, in vollem Laufe gegen den Tartarenhügel. Er schrie von Weitem schon halb athemlos; „Großvater! Großvater! — die alten — Weiber — wollen der Jewa — nicht — den Erntekranz geben." —

„Warum nicht?" fragte der Bauer.

„Sie sagen, daß sie leichte Sitten hat!"

„Was kümmert das die alten Weiber, aber sie sind wie die Hennen, wenn eine junge unter sie kommt, beißen sie sie. Da sehen Sie aber den Jungen an, wie der kleine Hahn schon sein Hühnchen zu beschützen weiß. Kommen Sie, Herr! Sie selbst sollen bestimmen, welche den Erntekranz tragen soll. Es sind schöne Mädchen da, die Wahl ist schwer."

Wir gingen den Hügel hinab, vorbei an den Erntewagen, die geladen wurden, an Schnittern, die ihre Sense dengelten.

Die Sonne ſank von kleinen Wolken umgeben, welche ſie mit feurigem Roth übergoß. Ein lauer Abendwind ſtrich durch die Stoppelfelder. Auf einem Heuſchober ſaß eine Amſel und ſang, Sperlinge flatterten an den Sträuchen und ſchrieen pöbelhaft in ihr melodiſch, elegiſches Lied.

Unter dem Weißdornſtrauch ſaßen fünf junge Frauen und wanden den Erntekranz. Zwei hatten den Schooß voll gelber Getreideähren, die dritte hielt blaue Kornblumen in der Schürze und ſchob von Zeit zu Zeit einzelne in das Geflechte, eine ſang munter ein Lied und hielt in den braunen Händen ein duftiges, roſenfarbiges Band.

Noch eine ſaß zur Seite, den Kopf in beide Hände geſtützt, wie verſunken, ihre Wimpern fielen gleich ſchwarzen Schatten in das Geſicht. Ein Schwarm von Weibern, jungen Burſchen keifte, ſchrie, lachte um ſie. Sie blickte nicht auf.

Wir traten hinzu. Es wurde ganz ſtille; ſie regte ſich nicht. Der alte Bauer, die Hände flach auf die Knie geſtemmt, bückte ſich zu ihr.

„Nun Jewa, ſie wollen Dir den Kranz nicht geben.“

Jetzt riß es ſie einen Augenblick empor, ich blickte in ein Antlitz vom edelſten Oval, mit dem göttlichen

Schnitt eines helleniſchen Marmorbildes, bleich, ſehr bleich, zwei Augen flammten empor, der unverhüllte Buſen hob ſich langſam wie ein ſchlafender Schwan, die weißen Flügel regt. Wieder ſanken die Wimpern herab. Theilnahmlos blickte ſie auf den Kranz.

Ich ſah ſie noch einmal an, und ſagte lebhaft: „Ihr gehört der Kranz.“

Der alte Bauer nickte. Die Schnitter liefen herbei, ſchwangen die Hüte und ſchrien: „Jewa trägt den Kranz!“

Sie ſtand auf und blickte mich an, kaum dankbar. Mit ſtolzer Bewegung des Kopfes warf ſie die langen dicken Zöpfe nach vorne über die Schultern und begann den einen aufzumachen.

„Wählt die Kranzmädchen“, rief ſie mit verächtlichem Lächeln den Schnittern zu, welche ſie betrachteten, kehrte ihnen den Rücken, löſte raſch die Zöpfe und breitete dann die langen weichen Haare wie einen dunklen Mantel um ſich.

Niemand ſprach ein Wort, nur ein altes zahnloſes Weib ſtellte ſich neben mich und ſagte halblaut: „Die Faulenzerin kann leicht weiß ſein und lange Haare haben, was thut ſie denn? Singen, träumen, lieben, lachen!“

„Wo ist die Handza?“ fragte schüchtern, die Augen zu Boden geschlagen, ein junger Schnitter.

„Komm'! komm' hervor!“ sprach der alte Bauer und zog das hübsche Mädchen am Hemdärmel zu sich, das sich täppisch wehrte und die rothe Schürze vor das rothe Gesicht hielt, „weißt Du doch, daß Du Kranzmädchen wirst, wenn es noch eine Gerechtigkeit gibt, auf Erden“, fuhr der Alte fort, „ist sie Euch nicht recht?“

„Es ist gut!“ riefen Viele, „wählt die Andere.“

Ein halbes Dutzend weiblicher Namen schwirrte nun auf einmal in der Luft: „Basja!“ tönte am kräftigsten. „Basja; Basja!“

Der Alte hob die Hand. „Es ist gut“, versicherte er, „die Mehrzahl ruft Basja, so soll es Basja sein!“

Die Schnitter stimmten bei.

Basja ein kleines rundes Ding, trug den Kopf mit dem Stumpfnäschen und den blitzenden Augen ziemlich hoch.

„So macht Euch bereit!“ sagte der Alte, „die Sonne ist unter.“

Die beiden Kranzmädchen nahmen den Kranz, hoben ihn hoch empor über Jewa's Haupt und ließen ihn dann leicht auf dasselbe fallen. Jewa faßte ihn gleich mit beiden Händen und setzte sich ihn zurecht

dann stand sie mit verschränkten Armen da, die goldene Aehrenkrone auf dem offenen wogenden Haare, das Auge gleichgiltig auf uns gerichtet, die Erntekönigin.

Die Kranzmädchen hatten sich gleichfalls mit Blumen geschmückt. Von verschiedenen Seiten waren Schaaren von Schnittern herbeigekommen, Bauern aus dem Dorfe, zuletzt die Musikanten. Sie stimmten die Instrumente, das Volk trieb durcheinander, Geschrei, Lachen, der alte Bauer ordnete den Zug. Andere Grundwirthe standen zur Seite und sprachen angelegentlich von der Landtagswahl.

Endlich setzten wir uns in Bewegung, voraus die Musikanten, ein schmucker Geselle in schwarzer Lammfellmütze mit der Geige, sekundirt von einem ausgemästeten Pächter in dunkler Tuchhose und Tuchrock, der Gemeindehirt die Flöte blasend, während ein brauner Kerl in Hemd und Leinwandhosen den Cymbal schlug, die Baßgeige spielte der kleine Kirchensänger mit priesterlicher Würde. Nach ihnen schritt, übermüthig durch Sieg und Schönheit, die Erntekönigin, begleitet von den beiden Kranzmädchen, dann kamen die Bauern, die Schnitter, der in Leinwand, jener den zottigen Tuchrock um die Schulter, blosfüßig, mit Strohhüten oder in schweren Stiefeln, die Frauen

grellrothe Tücher wie Turbane um den Kopf gewunden, Mädchen mit langen Zöpfen, große gelbe Malven im Scheitel, dicke Korallenschnüre um den Hals, alle fröhlich. Die Musikanten stimmten an und von mehreren hundert Stimmen erklang das altheidnische, bachantisch feierliche, jauchzend wehmüthige Erntelied.

Langsam wälzen sich, von den kleinen Pferden gezogen auf dem versunkenen Feldwege die Erntewagen nach.

So zieht wie vor Tausenden von Jahren die slavische Gemeinde, Einer für Alle, Alle für Einen, ein Sinn, ein großer Mensch.

Wer noch im Dorfe zurückgeblieben, schließt sich an, als der Zug durch dasselbe kommt.

Ein altes Weibchen kauert vor der Hütte im Sande, den die Sonne gewärmt, grüßt freundlich, blickt lange nach, singt dann leise das Erntelied mit, lächelt und nickt mit dem Kopfe dazu.

Vor der moosgrünen, hölzernen Dorfkirche liegt ein grauer Stein, riesig mit verwitterten seltsamen Zeichen. Bei diesem Steine halten die Schnitter und Jewa tritt langsam vor, nimmt den Kranz herab und legt ihn auf den Stein. Aus der Kirche aber kommt der Pfarrer, im weißen Chorhemd mit dem Weihwedel, segnet den Kranz und die Schnitter.

Der Pfarrer hat zwei Büschel über den Ohren emporgekämmt wie eine Eule, und eine Brille; seltsam ist es aber, wie Jewa an dem Steine steht, mit flatterndem, schwarzen Haare, ringsum liegt das Volk auf den Knieen und sie nimmt den Aehrenkranz und setzt ihn wieder auf das Haupt. —

Nahe der Kirche liegt das Haus des Richters, als die Schnitter vorbei kommen, steht er auf der Schwelle, seinen Hahn im Arm. Er bindet ihm die Füße und befestigt ihn dann an dem Erntekranz auf Jewa's Kopf. Alle blicken auf den Hahn, sobald der Richter ihn losläßt, will er emporfliegen, schlägt mit den Flügeln und kräht. Das bedeutet eine gute Ernte für das nächste Jahr. Die Schnitter jubeln, die Musikanten spielen, der Richter, sein Weib gehen mit der Branntweinflasche herum und trinken mit jedem. Dann schließen sie sich an und nun geht es zum Edelhofe.

Das Erntelied tönt über die Ebene, die Geigen schnarren, die Schnitter schreien ein russisches Evoë, der Hahn kräht immer fort. Ueber dem Wäldchen steigt die große, rothe Scheibe des Mondes empor.

Im Edelhofe ist Alles auf den Füßen, die beiden Jagdhunde laufen uns entgegen, der Kettenhund rast an der Kette, indeß die Katze auf dem schiefen Dache seiner Hütte sitzt und sich putzt. Das bedeutet Gäste

Der Haushahn sitzt auf dem Stalle und müht sich ab, dem Hahn der Schnitter Antwort zu geben.

Vor der Thür seines Hauses steht Herr Wasyl Lesnowicz und reibt seine Hände in den Hosentaschen. Neben ihm steht die Herrin Athanasia Aspasia Xenia Lesnowiczowa, die kleine Figur in einen quadrillirten Ueberrock eingeknöpft, dessen Farbe nicht bestimmt werden kann, die lehmblonden Haare in einer Rosahaube. Dann ihr Sohn Herr Nikolaus, minder blond, mit aufstehender Nase, dichten Brauen, dickem Gesicht, dickem Genick, ein Liedchen pfeifend. Ihm zur Seite, den Arm in den seinen gelegt, im oftgewaschenen Sommerkleidchen, das dunkle Haar liederlich frisirt, sein hübsches junges Weibchen.

Auch die Dienstleute sind da, der alte Stephan mit einer großen Branntweinflasche, die er, wie ein Kind, behutsam in den Armen hält. Vor der Scheune ist ein Erntewagen aufgefahren, den die Knechte halb abgeladen stehen lassen. Der Kosak und der Bienenwächter, zwei Spaßmacher von Beruf, haben sich hinter dem offenen Thürflügel versteckt, jeder eine Kanne Wasser zur Hand.

Als das Erntelied hundertstimmig vor dem Hause ertönt, Herr Lesnowicz würdevoll grüßt, stürzen sie hervor, die Kranzmädchen zu begießen, der Bienen-

wächter spritzt Handza an, obwohl sie geschickt dem Strahle ausweicht, wie aber der Kosak die Erntekönigin bedroht, hat ihn Basja von rückwärts kräftig bei den Armen gefaßt; die Mädchen umringen ihn, schreien, gießen das Wasser über ihn und stülpen ihm die Kanne wie einen Hut auf den Kopf.

Die Schnitter bilden einen Halbkreis, die Bauern treten zu Herrn Lesnowicz, es wird still.

Jewa spricht den Glückwunsch. „Wir bringen Dir den Erntekranz, Gott, der Herr, segne Dich und die Deinen, und gebe uns ein glückliches Jahr und eine glückliche Ernte!"

„Viele Jahre! Viele Jahre!" rufen die Schnitter.

Herr Lesnowicz dankt und gibt den Segen für Kind und Kindeskinder. Dazwischen tönt das „viele Jahre!" des Volkes. Jewa nimmt den Kranz vom Haupte, noch einmal kräht der Hahn; dann reicht sie das Symbol der Herrin, welche ihr eine Korallenschnur um den Hals hängt. Die junge Frau beschenkt die Kranzmädchen.

Die Dienstleute schleppen rohgezimmerte Tische herbei, decken sie mit Branntweinflaschen, Käse in großen Laiben, Kilbassy, russischen Würsten, ähnlich jungen Riesenschlangen, Broden, Schüsseln mit Schweinebraten. Herr Lesnowicz und seine Herrin laden herzlich dazu ein.

Der junge Herr führt die Erntekönigin an einem, beide Kranzmädchen an dem anderen Arme, der alte Lesnowicz schleppt einen widerstrebenden Bruder Bauer und Wähler an die Tafel, der Kirchensänger ruft unausgesetzt: „Genirt Euch nicht, gute Leute!“ und beißt dabei in eine Wurst, deren anderes Ende von Zeit zu Zeit unter seinem schweren Stiefel knackt, während er mit der zweiten Hand krampfhaft eine Branntweinflasche umarmt.

Die ernsten Grundwirthe bleiben, wie sie sich einmal gesetzt haben, an dem Tische sitzen, jeder sein Messer vor sich, das Branntweinglas macht fleißig die Runde.

Das junge Volk hat kaum von dem göttlichen Naß gekostet, stellt es sich gleich zum Tanze.

Herr Lesnowicz dreht sich mit der Erntekönigin im Kreise, läßt sie los und tanzt einen Augenblick allein und dreht sich schwerfällig wie eine Hummel, die in ein Glas gefallen ist. Aus der Truppe der Schnitter tritt ein junger Bursche, wirft die fett glänzenden Haare zurück, wischt sich den Mund mit dem Hemdärmel und bittet die junge Herrin zum Tanze.

Bald stampft Alles im wilden Reigen durcheinander, der Kirchensänger beißt von Zeit zu Zeit in seine Wurst und streicht dann grimmig die Baßgeige,

welche unter ſeinen Streichen ächzt, der Cymbal weint, die Geigen ſchreien bald wie ausgelaſſene Kinder, bald wie Sterbende, die um Hilfe rufen, angſtvoll, verzweifelt, halb im Wahnſinn.

Am Tiſche ſind ſie luſtig geworden. Einer reicht das Glas dem Andern, es ſchwankt, verſchüttet, der Andere empfängt es eben ſo, aber Alles mit hübſchen Redensarten, ceremoniell.

„Deine würdige Frau bleibe geſund, viele Jahre, viele ſchöne Jahre, Gott ſegne ſie und gebe Euch ein gutes Einvernehmen und den Frieden.“

„So ſei es.“

Dabei neigte der Andere den Kopf rechts und links. „Viele Jahre, ſo ſei es“, erwiderte er, „Gott gebe es, und ſo auch Euch zehnfach, Bruder!“

Dann küſſen ſie ſich auf die rechte Wange, und dann auf die linke. Der zweite leert das Glas.

Schon füllt es ein Anderer und reicht es weiter. Segensſprüche ſchallen herüber, hinüber. Der ſpricht von der Wirthſchaft, jener vom Markte, Andere, wie es in der Welt ſteht, vom Kaiſer, vom Czaren, vom Franzoſen, keiner will indeß die Andern belehren, oder ſteift ſich auf ſeine Meinung, Niemand ſtreitet, Niemand zankt und doch ſind unſere Bauern hartnäckiger in ihren Anſichten als die hartnäckigſten Deutſchen.

Unter den Tanzenden entsteht eine Bewegung.

Ein junger Mensch, dem Anzuge nach ein Bauer, der Flinte nach ein Jäger, ist unter sie getreten. Seine gute Haltung fällt auf, noch mehr sein Blick. Ich frage, der Hausherr sagt: „Es ist der Dmitro, er hilft dem Heger den Wald hüten, ein kurioser Geselle, aber redlich und treu wie ein Jagdhund. Der soll uns die Kolomijka tanzen.“

Herr Lesnowicz begab sich zu ihm, indeß sagte die junge Frau: „Der spielt die große Rolle in der Gegend, die Weiber laufen ihm nach, er hat aber seinen Kopf. Ihm hat es die Jewa angethan. Sie werden schon sehen.“

Die Musikanten spielten die Kolomijka.

Rasch hatten Tänzer und Tänzerinnen sich umschlingend einen Kreis gebildet. Im Kreise standen Jewa und der Waldhüter.

Die ersten Töne schwebten einzeln, klagend in der Luft, der Waldhüter stand unbeweglich die Arme auf der Brust verschränkt, das Haupt wie im Schmerz gesenkt, er begleitete die Melodie leise mit einem traurigen Gesang, nur von Zeit zu Zeit stieg ein Klang, ein Seufzer, ein lautes Weinen, ein Wehruf melodisch aus seiner Brust.

Weit von ihm, gegenüber stand Jewa, ruhig,

das Auge fest auf ihn gerichtet, den Kopf so stolz, weit, unerreichbar.

Leidenschaftlich schwellen die Töne der Musik zu einer wunderbaren Melodie. Plötzlich wirft er den Kopf in die Höhe und stößt einen Schrei aus, einen wilden Jagdruf, den Schrei eines Adlers, der sich auf seine Beute stürzt. Er hebt die Arme und beginnt zu tanzen, jetzt ein Kind, das spielt und trippelt, jetzt ein Gaukler der eine Schlange bändigt, jetzt ein Raubthier, das in wilden Sprüngen sein Weibchen verfolgt. Sein Auge läßt das ihre nicht mehr los, jeder Schritt jede Bewegung seines Leibes gilt ihr, sie beobachtet ihn mit kaltem Blute und weicht ihm aus, immer enger werden die magischen Kreise, welche er um sie zieht, jetzt ist er nah'.

Immer wilder wird der Chor der Instrumente.

Mit einem einzigen Satze ist er bei ihr, wirft den Arm wie eine Angel nach ihrem Halse, in demselben Augenblicke ist sie ihm aber auch im Sprunge entflohen und tanzt übermüthig, höhnisch unter lautem Gelächter des ganzen Kreises, an dem entgegengesetzten Ende desselben, den Arm herausfordend über der Hüfte eingestemmt.

Wieder steht der Tänzer regungslos, wieder senkt

er traurig das Haupt, wieder nähert er sich Jewa und wieder entkommt sie ihm.

Endlich scheint er zu verzweifeln, sein Tanz wird zur Apathie eines Unglücklichen, sein Gesang ein leises Weinen, sie aber höhnt ihn mit den fröhlichsten Tillern, sie wirft den Kopf in den Nacken, sie lacht und spottet und tanzt um ihn, wie eine Mücke um das Licht. Er aber fällt zu Boden, wie ein Sterbender, schnellt im nächsten Augenblick empor, wirft die Arme wie eine Schlinge um Jewa's Leib und sie ist sein.

Unter bachantischem Jubel des Kreises tanzen sie jetzt zusammen, die Geigen jubeln, der Cymbal jubelt, der Tanz wird zum Hochzeitsreigen, der Gesang zum Hymenäus. —

Die ehrenwerthen Grundwirthe am Tische singen indeß den Refrain eines heiteren Trinkliedes, das Herr Nikolaus Lesnowicz angestimmt hat. Der alte Herr ist überlustig, küßt seine Frau vor den Gästen und nennt sie eine verdammte Coquette, während sie verschämt mit den Augen zwinkert.

Der Kosak hat in der Nähe der Entenlache einen halbzerbrochenen Topf aufgestellt, Nikola's muntere Frau verbindet ihrem Tänzer von vorhin die Augen, andere junge Burschen kommen herbei und schicken sich zum Topfschlagen an.

Ich gehe langsam durch den Hof, die Hühner athmen leise im Schlafe, der Hund knurrt, zieht Luft, beginnt zu wedeln.

Hinter dem Edelhofe ist Alles still.

Ich betrete eine kleine Wiese und lege mich in einen Heuschober.

Ringsum tiefe Ruhe, kein Schrei eines Vogels, kein Ton einer Hirtenpfeife, feuchter Duft steigt auf, die weite Ebene ist im Mondlicht gefüllt, der Himmel mit Sternen, die Milchstraße steht klar und ruhig. Jetzt schluchzt eine Nachtigall nahe. Zehn Schritte weit ragt ein vom Monde halbversilberter Busch. Dort wird es sein. Eine zweite antwortet, die Nacht, die tiefe Stille tragen die süßen Töne.

Das kurzgeschnittene trockene Gras knistert und bricht, ein Schritt, noch einer, so sachte? Von der Weide seitwärts tönt der zärtliche Lockruf einer Katze.

Jetzt naht es dem Schober, ich richte mich auf, es ist ein Weib, das wie erschreckt stille steht, es ist Jewa.

„Sie sind es, Herr!“ sagt sie ruhig.

Ich halte sie bei der Hand. „Und wen suchst Du?“ frage ich. Sie schweigt, aber hält meinen Blick aus, zuckt mit keiner Wimper. „Du suchst den Waldhüter“, fahre ich fort. Jewa schweigt. Sie schlägt

das Auge nicht nieder, aber es flammt auf. Ihre Pupille wird groß wie die einer Katze, die im Mondlicht wandelt.

„Du suchst ihn nicht?“

„Ich such' ihn, ja!“ entgegnete sie leise aber entschieden, „er ist mein, ich suche ihn. Schimpfen Sie mich also.“

„Warum soll ich Dich schimpfen?“ fragte ich.

„Weil es Alle thun, weil es so ist in der Welt“, sprach sie, Alles fest, Auge in Auge.

„Ich schimpfe Dich nicht.“

„Sie lachen also auch über diese Welt“, sprach sie und stieß ein verachtungsvolles Lachen aus. Die Stille brachte es weit in die Ebene, welche es endlich verschlang. Die Nachtigall schwieg, sogar die Katze schwieg. „Was sind mir die Menschen, was ist mir das Urtheil der Welt? Was der Galgen ist für einen tapferen Karpathenräuber.“

Ich ließ ihre Hand los, sie zog das Hemd über der halbentblößten classischen Brust zusammen und fuhr fort. „Sie sind doch keine schön wie ich. Der Pfarrer sieht mich bei der Predigt bei gewissen Stellen strafend an, begegnet er mir aber allein im Walde, so klatscht er mir mit seiner fetten Hand über den Nacken oder die Hüfte. Sie schimpfen mich, weil ich

nicht heucheln kann wie sie und ihre Weiber und Mädchen. Weil ich einen Mann ansehe, wenn er mir gefällt, weil ich mit ihm spreche, wenn er mich unterhält, weil ich — —"

„Nun?"

„Weil ich ihn küsse", rief sie, „wenn ich ihn liebe und wenn er krank vor Liebe ist, sage: Komm' heute Nacht zu mir! —

Lebt man denn um ein ehrbares Begräbniß zu erhalten, oder —"

„So nimm Dir einen Mann."

„Ich will nicht", sprach sie stolz, „ich will mich nicht einem Manne verkaufen wie ein Vieh und sein gehören, wenn er will. Ich will frei sein, ich will eine wilde Katze bleiben unter den zahmen, ich lache über diese Welt."

Wieder brach das trockene Gras.

Jewa horchte, einen Augenblick stand sie regungslos im Mondlicht, den Arm erhoben, dann sprang sie davon.

Ich kehrte durch den Edelhof zurück und trat auf die Veranda. Gestützt auf die dürre Gallerie, in der leise der Holzwurm pickte, sah ich hinab in das Gewühl des Erntefestes.

Niemand war betrunken, aber alles aufgelöst.

Der Kosak hieb mit verbundenen Augen, den Rücken dem Töpfe zugekehrt, wüthend um sich, mit den Füßen ausschlagend, so daß er jedesmal den Topf zu zertreten schien, auf dem Plan am Fuße des Hügels hatten sie ein Feuer angemacht und tanzten einen wilden Reigen um dasselbe; zwischen den Tischen stand der alte Stephan und sang mit heiserer Stimme ein Kosakenlied, wozu der Kirchensänger kopfschüttelnd die Baßgeige strich.

Jetzt winkte Herr Nikola mit branntweinseligen Augen ein paar junge Burschen herbei und schlich mit ihnen um das Haus.

Ich folgte einige Schritte auf der Veranda, dann mit meinem Blicke.

Die lustige Bande hockte sich im Gebüsch nieder und stimmte auf einmal gellend ein ausgelassenes Spottlied an. Der Refrain tönte besonders ergötzlich in wunderlichen Katzenmelodien.

Sie aber, der das Spottlied galt, saß auf einem Aste der Weide und zu ihren Füssen Dmitro der Waldhüter, den schönen Kopf an ihr Knie gelehnt.

Sie vergrub beide Hände beinahe wild in seinen Locken und lachte.

# Die Todten ſind unerſättlich.

„Du hast mich beschworen aus dem Grab
Durch Deinen Zauberwillen,
Belebtest mich mit Wollustgluth,
Jetzt kannst Du die Gluth nicht stillen.

Preß' deinen Mund an meinen Mund,
Der Menschen Odem ist göttlich!
Ich trinke Deine Seele aus,
Die Todten sind unersättlich."

Heine.

Bei uns lernt man sich so leicht kennen, bei den Bauern haben die Thüren keine Schlösser und die Hütten noch häufiger keine Thüren, und die Thore der Gutsbesitzer stehen auch noch einem Jeden offen. Wenn ein Gast zu Abend kommt, giebt es keine betrübten oder ängstlichen Gesichter wie in dem gemüthlichen Deutschland, und es fällt den Familiengliedern nicht ein, einzeln in die Küche zu schleichen und dort heimlich ihr Nachtmahl zu verzehren, und zu den Feiertagen wenn Verwandte und Freunde sich von weither zusammenfinden, da werden Rinder, Kälber und Schweine,

Hühner, Gänse und Enten geschlachtet und der Wein fließt in Strömen wie in homerischen Zeiten.

Ich kam also zu der Familie Bardoßoski, wie eben ein Edelmann in das Haus des andern kommt, ohne viel Umstände, und kam bald jeden Abend hin. Ihr Herrenhaus lag auf einem kleinen Hügel und unmittelbar hinter demselben stiegen die grünen Vorberge der Karpathen empor. Die Familie hatte sehr viel Angenehmes an sich, das Beste war aber, daß die beiden Töchter des Hauses bereits ihre Verehrer besaßen, ja die jüngere sogar in aller Form verlobt war, man sich also ungezwungen unterhalten und sogar, was Polinnen gegenüber unerläßlich ist, ein wenig den Hof machen konnte, ohne gleich für einen Bewerber angesehen zu werden.

Herr Bardoßoski war ein echter Landedelmann, schlicht, fromm und gastlich, stets heiter, aber nicht ohne jene stille Würde, die kein äußeres Mittel braucht, um sich zur Geltung zu bringen. Seine Frau, eine kleine üppige, noch immer hübsche Brünette beherrschte ihn eben so vollkommen, wie die Königin Maria Kasimira den großen Sobieski beherrscht hat, aber es gab Dinge in denen der alte Herr nicht zu scherzen beliebte, dann genügte ein Drehen seines langen Schnurrbartes oder ein hastig herausgestoßenes blaues Wölkchen aus sei-

ner Pfeife, das rasch zu einer respektablen Wolke anwuchs und ihn gleich dem Göttervater Zeus einhüllte, und Niemand wagte mehr zu wiedersprechen. Ich habe ihn nie ohne diese lange türkische Pfeife mit dem Kopfe aus rothem Thon und dem Bernsteinspitzchen gesehen, die dem Fremden bei uns zu sagen scheint, du bist nicht mehr in Europa, mein Freund, hier ist jenes Morgenland, aus dem deine ganze Weisheit kommt, aus dessen unversiegbaren Quellen alle deine Denker und Poeten geschöpft haben. Bardoßoski hatte 1837 unter Chlopicki gefochten und war im Jahre 1848 unter Bem bei Schäßburg verwundet worden. Im Jahre 1863 hatte er seinen einzigen Sohn zu den Insurgenten geschickt und durch den mörderischen Stoß einer Kosakenlanze verloren; von diesem Sohne war nie die Rede, aber sein Bild von einem welken Kranz und einem verstaubten Trauer-Flor umgeben, hing über dem Bette des Alten zwischen zwei gekreuzten krummen Säbeln.

Von den beiden Fräuleins war die ältere Kordula das, was man interessant nennt, hoch und gut gewachsen, mit prachtvollem dunklem Haar, schönen Zähnen, grauen Augen, aus denen eine durchdringende Klugheit sprach, und einem Gesichte, in dem sowohl um die kleine Stumpfnase als die aufgeworfenen Lippen

eine unbeugsame Festigkeit lag; die jüngere, Aniela, dagegen eine jener unendlich weißen, rosenwangigen blonden Schönheiten, welche immer sehr ermüdet scheinen, deren blaue Augen auch im Wachen träumen und deren tiefes Athemholen wie Seufzer klingt. Diese war es, welche bereits den Verlobungsring am Finger trug.

Ich lernte auch die beiden jungen Männer kennen, welche die Herzen dieser so verschiedenen Schwestern erobert hatten. Der Verehrer der älteren war ein Herr Husezki, der in dem nahen Städtchen das Amt eines Adjunkten bei Gerichte bekleidete. Er zeigte jenen Ernst und wissenschaftlichen Eifer, welcher die jüngere Generation bei uns auszeichnet, war französisch gekleidet, trug Brillen und zupfte stets an seinen schneeweißen Manschetten.

Der Bräutigam der schönen Aniela war ein Gutsherr aus der Nachbarschaft und nannte sich Manwed Weroaki, ein hübscher junger Mann mit blitzenden Zähnen unter einem kleinem schwarzen Schnurrbart, kurzem gelocktem dunkelm Haar, schmachtenden Augen, jederzeit in weiten Pantalons, welche in hohen Stiefeln staken und einem Schnürrock, alles von schwarzer Farbe. Er rauchte Cigarren, liebte es das Gespräch auf Literatur zu bringen, und war im Stande hundert

Verſe aus dem Pan Thadeus oder Konrad Wallenrod des Miczkiwicz auswendig herzuſagen. Sein Lieblingsſtück war die Geſchichte von Domeyko und Doweyko und er verſtand es den Zweikampf derſelben über der Bärenhaut ſo draſtiſch vorzutragen, daß er ſogar dem alten Herren jedesmal ein Lächeln abnöthigte, das ſich rührend kindlich in ſeinen weißen Schnurrbart ſtahl.

Noch war ein dritter junger Herr da, der die Gewohnheit hatte, immer zu ſpät zu kommen und dieſe üble Gewohnheit war ſein Fatum, denn er war auch bei Panna Aniela zu ſpät gekommen und begnügte ſich jetzt damit, ſie unausgeſetzt anzuſehen und ſo oft ſie eine Bewegung machte, aufzuſpringen und alle nur möglichen Gegenſtände herbeizuſchleppen, und ſo kam es, obwohl er ſich einbildete ihre Wünſche zu errathen daß er einen Fußſchemmel brachte, wenn ſie eine Scheere verlangte und den beim Fell emporgehobenen kleinen Wachtelhund eine Luftfahrt machen ließ, wenn ihr feuchter Blick ihrem Taſchentuch galt. Er hieß Maurizi Konopka, hatte ein Nachbargut gepachtet, auf dem er mit Maſchinen arbeitete und überhaupt in allem genau nach dem Buche vorging, zum Erſtaunen der Bauern; und erſchien nie anders als im Frack, weißer Weſte, Glaçehandſchuhen, durchbrochenen Strümpfen und Ballſchuhen. Da er ſtets erſt ankam, wenn

der ganze Kreis verſammelt war und ſich noch überdies alle Mühe gab, gleich einem Geſpenſte, unhörbar hereinzuſchreiten, ſo erblickte man ihn gewöhnlich erſt, wenn er auf ſeinen leichten Sohlen mitten im Zimmer ſtand, und da er es für unanſtändig hielt durch einen lauten Gruß oder ein Räuſpern auf ſeine Gegenwart aufmerkſam zu machen, geſchah dies ſo plötzlich, daß in der Regel alle zuſammenſchraken, mit Ausnahme des alten Helden, der höchſtens für einen Augenblick die Pfeife aus dem Munde nahm, was aber freilich bei ihm ſchon viel ſagen wollte.

Maurizi war ein ausnehmend hübſches Milchgeſicht jener Art, die von reifen erfahrenen Schönheiten bevorzugt wird, aber ſehr wenig geeignet das Ideal eines Mädchen-Traumes vorzuſtellen, daher ihm auch das herbe Loos zu Theil wurde, Abend für Abend, und die galiziſchen Winterabende ſind lang, mit Herrn Bardoßoſki und dem ernſthaften Adjunkten Tarok zu ſpielen, während wir anderen mit den Mädchen plauderten.

Aniela's Verlobter gewann von Anfang an meine Sympathien für ſich, er erzählte vortrefflich, was ihm bei Vielen den Ruf eines Aufſchneiders eintrug, dafür beſtritt er aber auch in der Regel die Koſten der Unterhaltung, ohne dabei je dem beſcheidenen Weſen un-

treu zu werden, das den Polen in Damengesellschaft so liebenswürdig macht. Wir wurden schnell vertraut, besuchten uns gegenseitig und gingen viel zusammen auf die Jagd. Wenn wir dann recht müde und ausgehungert, gleich den sieben Schwaben, mit einem Hasen als Beute bei ihm ankamen, wurde sofort der Samovar hereingebracht und der brave Valenty kam, uns die kothigen Stiefel auszuziehen. Dann half kein Verwahren, ich mußte ein Paar von Manweds Saffianpantoffeln anziehen und einen seiner köstlichen Schlafröcke, er selbst stopfte mir die lange Pfeife und mir blieb nichts übrig als die Nacht unter seinem gastlichen Dache zuzubringen.

Dann trieb er allerlei Possen, zog die Leintücher aus den Betten, hüllte sich in dieselben und wandelte als Gespenst im Hause umher, seufzend und wehklagend, um endlich den alten Valenty, der inbrünstig betete, bei den Füßen unter seinem großen Kotzen hervorzuziehen und den Mägden mit einem über dem Lichte geschwärzten Kork Schnurrbärte zu malen.

* * *

In der Nähe von Manweds Edelhof lag einsam auf einem breiten und flachen Felsen das alte halbverfallene Schloß Tartakow, von dem im Munde des Volkes mancherlei unheimliche Sagen lebten.

Einmal, an einem ſchwermüthigen Winterabend, während der Schnee mit weißen Geiſterfingern leiſe an die Fenſter pochte, der Wind dem rothen Kaminfeuer wunderliche Melodien entlockte, und in weiter Ferne ein Wolf heulte, brachte Aniela die Rede auf daſſelbe.

„Haben Sie ſchon gehört“, ſagte ſie, „daß die Ruine bewohnt ſein ſoll?“ —

„Wer kann in dem öden zerbröckelten Mauerwerk wohnen, als etwa Eulen oder Raben“, bemerkte Herr Huſezki ſehr verſtändig, wie es einem gebildeten, mit den Wiſſenſchaften vertrauten jungen Mann ziemte.

„Nun, es giebt allerhand Bewohner dort“, verſetzte Frau Bardoßoſka, „wenn man den Landleuten glauben darf.“

„Das iſt gewiß, daß ein alter grauer Mann oben zu ſehen iſt, eine Art Kaſtellan“, ſagte Aniela, „er trägt Kleider wie man ſie vor vielen hundert Jahren getragen hat und unſere Bauern behaupten, er ſei an tauſend Jahre alt, und in einem großen wohlerhaltenen Saale ſteht ein zauberhaft ſchönes Mamorweib mit todten weißen Augen, das ſoll in gewiſſen Nächten lebendig werden und durch die düſteren Gänge wandeln, allerlei Spuk im Gefolge, und ſeltſame Stim-

men werden dann laut, ein wildes Heulen, ein schmerzliches Klagen, ein süßes Locken —"

„Bah", machte der Adjunkt, „eine Aeolsharfe, ich selbst habe sie schon gehört."

„Wer weiß, der Boden hier ist von Dämonen bevölkert", sprach Manwed, „in den Hütten der Bauern rumort der Did*) und hilft heimlich die Kühe melken, fegt die Stuben, wäscht das Geschirr, striegelt die Pferde, und läßt sich nur dann blicken, ein Männchen von einem Fuß Höhe und langem grauem Bart, wenn der Herr des Hauses sterben soll; an dem Ufer der Teiche und Flüsse, im schwarzen Dickicht, wiegt sich die Rußalka**) auf schwankenden Zweigen und singt und bindet aus ihrem Haare goldene Fesseln, mit denen sie den Bethörten, der ihr naht, gefangen nimmt und eine goldene Schlinge in der sie ihn erwürgt; in den von grünem Gitterwerk verscheierten Höhlen des Gebirges wohnen die muthwilligen und verliebten Majki***), welche hoch oben auf grünen Wiesen ihre Zaubergärten mit goldenen Zäunen einschließen, Brücken aus Perlen über die rauschenden Wasser bauen, und auf blumigen Waldblößen tanzen, sie entführen Jünglinge, die ihnen

*) Hausgeist der Kleinrussen.
**) Die Nixe der Kleinrussen.
***) Majka heißt die Elfe der galizischen Karpathen.

gefallen und bezaubern sie mit ihren duftigen bekränzten Locken, ihren zarten Gliedern, aber in ihrem schönen Antlitz, in ihren blitzenden Augen wohnt keine Seele. Wie Wölfe in Rudeln durchstreifen die wilden Weiber, die das Volk auch die Göttinnen*) nennt, Wälder und Berge, ein entsetzliches Geschlecht, das die Kinder der Menschen entführt und ihre häßlichen Wechselbälge in ihrer Wiege zurückläßt, das die alten Männer zu Tode kitzelt und die jungen nach der Brautnacht grausam erdroßelt. Unter dem Volke wohnen auch die Wissenden**), welche die geheimen Kräfte der Natur beherrschen, welche das Pestkraut kennen und die giftigen Schlangenbisse heilen, sie können den Sternen das Licht nehmen und den Menschen die Gesundheit, wenn ihr Leib schläft, fliegt ihre Seele als Vogel aus und zu gewissen Zeiten reiten sie auf einem schwarzen Kater nach Kiew und halten über der heiligen Stadt schwebend, hoch in den Lüften ihre Versammlungen. Ja, hier bei uns nehmen Sterne, die zur Erde fallen Menschengestalt an und werden zu Vampyren***), und es giebt Menschen mit dem bösen

---

*) bochinki.

**) Widma, die wissende, die Hexe der Kleinrussen, aber ohne den cymischen Charakter der deutschen.

***) Letawiza, der fliegende Stern.

Blick und Nachts irren die Seelen der Kinder umher und verlangen nach der Taufe. —

„Weßhalb ſollte es hier nicht auch allerlei Spuk geben und ein ſchönes Weib aus kaltem Marmor, deſſen weiße Glieder zur Mitternachsſtunde das warme Blut des Lebens durchſtrömt?“

„Was für ein Phantaſt!“ rief Herr Huſezki, „nun möchte ich aber ſelbſt wiſſen, was es mit dem alten Schloſſe eigentlich auf ſich hat.“

„Die Wahrheit kann ich Euch ſagen, Ihr jungen Leute“, begann der alte Herr nach einer kleinen Pauſe, während der Panna Kordula den Samovar mit rother Kohlengluth gefüllt und Anielas kleine roſig angehauchten Hände auf dem Piano ein paar Accorde einer melancholiſchen Volksmelodie gegriffen hatten. Er begann damit, ſich in blaue Wolken einzuhüllen.

„Das Wahre an der Sache iſt“, fuhr er fort, „daß in der That in dem großen Saale des Schloſſes ein herliches Marmorbild zu ſehen iſt, das ein ſchönes Weib darſtellt, ein Wunder von einem Weibe. Einige behaupten ein Vorfahre der Familie Tartakowski ſei mit dem rothen Kreuze auf der Bruſt nach Paläſtina gezogen, um das heilige Grab zu befreien, und habe

aus Byzanz ein Venusbild, von der Hand eines griechischen Künstlers gefertigt, mitgebracht.

„Andere erzählen, daß eine durch ihre Schönheit und durch ihre Laster berühmte Dame aus der Familie Tartakowski, sich von einem italienischen Bildhauer in dieser Weise habe meißeln lassen, und zwar in einem Costüme, das nicht der Mode unterliegt und das schon Eva im Paradiese getragen hat, nota bene vor dem Sündenfall. Dies soll zur Zeit des Benvenuto Cellini geschehen sein und die schöne Dame war die Staroſtin Marina Tartakowska."

„So ist es", sagte plötzlich eine tief sanfte Stimme, die aus der Unterwelt zu kommen schien.

Alle fuhren zugleich von ihren Sitzen empor, Aniela stieß einen gellenden Schrei aus und schlug die Hände vor das Gesicht, Panna Kordula ließ eine Tasse fallen, welche wie eine Granate auf dem Boden explodirte, und der von einem Splitter getroffene kleine Wachtelhund begann wüthend zu bellen.

„Ich bitte um Vergebung und falle den Herrschaften zu Füßen", säuselte Maurizi Konopka, welcher wieder in seinen Tanzschuhen ungehört hereingeschwebt war und jetzt mitten in unserem Kreise stand. „Das lebensgroße Portrait", fuhr er leise fort, „hängt in einem düstern getäfelten Zimmer des Schlosses, dessen

Decke ein großes Gemälde, Diana im Bade, den sie überraschenden Aktäon in einen Hirsch verwandelnd, darstellt. Die Staroſtin ist in dunklen Sammt gekleidet und hat eine polnische Mütze mit Reiherbusch auf. Ich habe das Bild gesehen und die Staroſtin schien mich anzusehen und mir war dabei zu Muthe, als sollte meine Haut auf gut tartarisch über eine Trommel gespannt werden."

„Das mag sein", fiel der Adjunkt ein, „in Krakau befinden sich vielerlei alte merkwürdige Akten, darunter auch mancher Proceß aus der Zeit der Staroſtin Marina, welcher von der Willkür dieser schönen Wittwe zeugt, die auf Tartakow gleich einer unbeschränkten Monarchin residirte und gebot. Einmal war sie des Mordes an einem ihrer Diener angeklagt, und da dieser adeliger Abkunft war, begab sich eine königliche Kommission zu ihr, aber schon der Anblick dieser berückenden Frau genügte, um die Richter zu entwaffnen, und die Justiz kehrte, von Amor mit einem Rosenzweige verjagt, unverrichteter Sache heim. Uebrigens soll das Schloß jetzt so gut wie herrenlos sein."

„So", sagte Pan Bardoßoski, indem er seine Bernsteinspitze erstaunt aus dem Munde nahm, „was wäre denn aus der Wittwe des letzten Besitzers, der schönen Zoë Tartakowska geworden?"

„Sie hat in der letzten Zeit in Paris gelebt“, erwiderte der Adjunkt, „aber ich habe vor Kurzem erst vernommen, daß sie gestorben sei.“

„Schade“, murmelte der alte Herr, „sie war eine Frau, wie die Staroſtin Marina, nur etwas nach der Mode zugeſchnitten, aber ein ſchönes Weib.“

„Nun, nun, ſchwärme mir nur nicht zu ſehr“, ſprach Frau Bardoßoſka.

Einige Zeit ſprach Niemand, dann ſprang Manwed plötzlich auf und rief: „Ich muß hin.“

„Wohin?“

„In das geſpenſterhafte Schloß.“

„Was fällt Ihnen ein“, ſagte Frau Bardoßoſka, „es iſt doch unheimlich, was man ſo hört.“

„Nun, ich denke, was Herr Konopka zu wagen ſich traute, dazu wird mir der Muth auch nicht fehlen“, verſetzte Manwed und drehte ſeinen Schnurrbart.

„Oh! er ſcherzt nur“, hauchte Aniela.

„Ich ſcherze nicht, mein Fräulein.“

„Manwed, Sie werden nicht zu dem Marmorweibe gehen“, rief jetzt Aniela mit aller Heftigkeit, die ihr zu Gebote ſtand.

„Ich werde, und zwar Nachts, ich will ſehen ob die kalte Schöne lebendig wird.“

„Manwed“, ſagte Aniela mit matter Stimme,

aber in sehr bestimmtem Tone, „ich verbiete Ihnen zu gehen.“

„Vergeben Sie“, murmelte der Trotzkopf, „aber ich muß schon so ungalant sein und diesmal nicht gehorchen.“

Aniela sah ihn lange an, mehr erstaunt als böse, dann wendete sie sich ab, ihr Busen hob sich, ihr Athem stockte, Thränen flossen auf ihren Wangen herab.

Manwed nahm seine Mütze, empfahl sich kurz und ging. Nicht lange und wir hörten die Peitsche seines Kutschers knallen, die Glöckchen klingen.

Aniela verließ schluchzend das Zimmer. — Am folgenden Morgen besuchte ich Manwed in der Absicht Frieden zu stiften, aber er zeigte sich wo möglich noch halsstarriger als am vorhergehenden Abend.

„Alle sind sie Tyranninnen, unsere Frauen“, rief er erbost, „nur daß die einen uns mit Füßen treten und die anderen mit Thränen mißhandeln. Wenn ich dieses eine Mal nachgebe, bin ich verloren. Jetzt werde ich das geheimnißvolle Schloß um so gewisser besuchen und zwar auf der Stelle. Er zog sich rasch an, ließ sein Pferd satteln und nahm vor der Freitreppe seines Hauses Abschied von mir.

„Also Du reitest wirklich?“

„Du siehst ja.“

„Nun, ich bin neugierig, was da herauskommt.“

„Ich auch.“

Ein gegenseitiges Zunicken und er gab dem Pferde die Sporen, der Schnee knirschte unter den Hufen desselben und leuchtende Eisstücke flogen auf. Ich sah ihm nach bis er in dem weißen Nebel verschwunden war.

* *

*

Zwei Abende blieb Manwed aus, am dritten kam er, und wurde ziemlich kühl empfangen, Aniela schien ihn nicht einmal zu sehen, sie spielte und scherzte ziemlich laut, was sonst nicht ihre Art war, mit dem kleinen Wachtelhund, der sich darüber sehr erfreut zeigte, abwechselnd knurrte, winselte und bellte, sich bald auf die Vorderpfoten niederließ, bald auf die rückwärtigen aufstellte, und unabläßlich wedelte.

Manwed saß gegen seine Gewohnheit schweigend da, sein Gesicht war ernst, nachdenklich, und sehr bleich, seine dunkeln Augen loderten nur in demselben, eine finstere Falte lag über ihnen wie ein Schatten, oder die Narbe eines Säbelhiebes.

Endlich nahm der alte Herr das Wort. „Nun? was? waren Sie etwa oben, Herr Weroffki?“

Das „Herr“ wurde stark betont.

Manwed begnügte ſich leiſe zu nicken.

„Nun ſo erzählen Sie“, rief der Adjunkt und riß ſeine weißen Manſchetten haſtig aus den Ermeln ſeines ſchwarzen Rockes hervor.

„Ich bin nicht neugierig“, warf Aniela hin.

„Es iſt immerhin intereſſant“, ſagte die Hausfrau mit Würde, „nehmen Sie eine Taſſe warmen Thees und dann erzählen Sie.“

Und Manwed nahm eine Taſſe warmen Thees, lockerte den großen Knoten ſeines ſeidenen Halstuches, rieb ſich die Augendeckel und begann zu erzählen.

* *
*

„Wenn ich nicht hier unter Ihnen ſitzen, den Samovar ſingen, das Feuer praſſeln und die große Pfeife des würdigen Herrn Bardoßoſki vernehmlich ſeufzen hören würde, ich würde glauben, daß ich zwei Tage und zwei Nächte und wieder einen Tag geſchlafen habe und daß mich die ſonderbarſten und unheimlichſten Träume während dieſer Zeit gequält haben, ja ich würde glauben, daß ich jetzt noch träume, denn ein feiner durchſichtiger Nebel, wie der Schleier einer Majka, aus blaſſem Mondlicht gewoben, trennt mich von Ihnen, und in weiter Ferne ſteht eine Geſtalt und deutet und winkt —

Es war ein heiterer Wintermorgen, voll Glanz und goldenem Lichterſpiel der Sonne auf dem weißen Schnee, der die Erde weich einhüllt, auf den hohen Fichten und Tannen, die ihre Aeſte wie ſchwarze Arme aus weißen Mänteln hervorſtrecken, auf den Eisfranſen, mit denen die Strohdächer der Bauernhütten an der Mitternachtsſeite verziert ſind, dem feſtgefrorenen Teiche, der ſich in eine ſilberne Wieſe verwandelt hat und dem ſchwarzen metalliſchen Gefieder der Krähen, welche auf dem Wege ſteif einherſchreiten, mit einer Art Wichtigkeit vor ſich hin nicken und ſchwer, gleichſam unwillig auffliegen, um ſich wieder auf die Straße oder einen mit blitzenden Nadeln beſaeten Baum zu ſetzen. Langſam drehten ſich aus allen Klüften und Spalten des Gebirges aſchgraue Dünſte empor, wie der Rauch ausgeblaſener Kerzen, die Sonne verſchleiernd, und kamen mir raſch entgegen.

In dieſer feuchten, ſtrömenden Nebelfluth ſchien mein Pferd nicht zu gehen, ſondern vorwärts zu ſchwimmen und von Zeit zu Zeit kauerte ſich eine ſagenhafte Erſcheinung in undurchdringlichen Schleier gehüllt oder mit wallendem weißen Bart, in den Büſchen am Feldrain nieder.

Doch es währte nicht zu lange, ſo wurde der Himmel zu durchſichtigem Alabaſter, der ſich mehr und

mehr färbte, und endlich einen glühenden Kreis zeigte, aus dem die Sonne triumphirend hervortrat. Die grauen Wogen ballten ſich zu Wolken zuſammen und wälzten ſich über den Wald hinüber. Ein roſenfarbener Hauch ſchwebte um ſie, Bäume und Sträuche waren mit einem Male mit Lichtperlen behängt und der Schnee hatte den weißen Glanz des Atlas. Die Berge zeigten zwiſchen dunklem Holz Stellen ſo grell und ſo weiß wie Kreide, und jedes überragende Felſenhaupt war von einer leuchtenden Gloriole umſtrahlt, der Himmel trug eine blaßgrüne Farbe, die ſich nach und nach in das Blaue verlor, bis der reinſte Azur mich überſpannte und nur kleine weiße Wolken, wie wandernde Schwäne, durch denſelben zogen.

Und da lag auch der graue zerbröckelte Felſen, mit dem düſteren Schloſſe vor mir.

Ich ritt um denſelben herum und fand einen ſanften Abhang, über den ſich ein verwilderter Park erſtreckte, doch war auch hier keine Straße, nicht einmal ein Fußpfad zu entdecken. Mein Thier mußte ſich ſchnaubend ſelbſt den Weg bahnen. So kam ich endlich zu einem großen Thore mit verroſtetem Beſchlage und ſah mich vergebens nach einem Glockenzuge oder einem Thürklopfer um. Zu beiden Seiten ragte die hohe, graue Mauer, auf deren breiter Zinne im Laufe

der Jahrhunderte eine Art kleiner Garten entſtanden war. Einzelne Wurzeln liefen die ganze Höhe der Mauer herab und verſchlangen ſich unten zu wunderlichen Bildungen. Ueber dem Thore war ein graues vom Regen verwiſchtes Wappen.

Ich ſtand in den Steigbügeln auf und ließ ein lautes Hurrah! ertönen, doch ehe noch das Echo der nahen Felſen es zurückgegeben hatte, öffnete ſich mit einem ſchauerlichen Seufzen in dem einen Flügel des großen Thores ein ſchmales Pförtchen und ein alter Mann erſchien in demſelben, der mich mit tiefer Reverenz, die Mütze in der Hand, begrüßte. Ich habe ſeinesgleichen nie geſehen, wenn nicht etwa auf uralten Bildniſſen oder auf dem Theater, wenn ein Stück aus der polniſchen Geſchichte dargeſtellt wurde.

Er machte den Eindruck, als wäre eine der grauen, verwitterten Steingeſtalten aufgeſtanden, die auf den Marmor-Särgen unſerer vor Jahrhunderten verſtorbenen Edeln mit gefaltenen Händen liegen. Die ganze Geſtalt des Alten war in einer Weiſe verfallen und ſchlotterich, wie wenn ſie im nächſten Augenblick in Moder zerſtäuben ſollte, das verſchrumpfte Geſicht mit den vergilbten Wangen glich einem ehrwürdigen Pergament, von zahlloſen kleinen Runzeln wie von einer unleſerlich gewordenen Schrift überzogen. Seine

Tracht war die altpolnische, etwa aus der Zeit Johann Kasimirs, wo der tartarische Schnitt den slavischen bereits vollständig verdrängt hatte. Er trug hohe faltenreiche Stiefeln von Saffian, der einst grün gewesen sein mochte, über weiten Beinkleidern einen langen Kontusch, dessen geschlitzte Aermel auf dem Rücken zusammengeknüpft waren, einen breiten Metallgürtel, an einer starken Schnur hing ihm ein krummer Säbel um die Schultern, dies alles war fahl grau und düster von Farbe. Auf seinem kahlen Kopfe stand ein Büschel Haare aufwärts, das der Luftzug leise bewegte, es war als habe er nach der Mode jener Zeiten sein Haupt glatt rasirt und trage die tartarische Hordenlocke.

Sein grauer Schnurrbart hing bis auf den Kontusch herab. Er verneigte sich nochmals sehr artig und ceremoniell.

„Du bist wohl erstaunt einen Gast zu bekommen, was Alterchen", sagte ich so leicht hin, als es mir nur gelingen wollte. Er schüttelte das Haupt. „Ich habe Sie erwartet", sagte er, und ein freundliches Lächeln zog über sein versteinertes Antlitz.

„Setze doch Deine Mütze auf", rief ich.

Er nickte, setzte die graue Czapeka schief auf das linke Ohr, öffnete das Thor und nachdem ich hinein-

geritten war, ſchloß er es wieder und ſperrte hinter mir zu. Der große Schlüſſel ſang weinerlich in dem roſtigen Schloſſe.

„Nun, willſt Du mir alle Deine Schätze zeigen, Alterchen“, begann ich, nachdem ich abgeſtiegen war und er den Zügel meines Pferdes ergriffen hatte.

„Es wird eine ſeltene Ehre für mich ſein“, gab er mit einer Stimme zurück, die wie eine verroſtete Thür knarrte, „und man nennt mich Jakub, wenn Sie nichts dawider haben, mein Herr Wohlthäter.“

Während er mein Pferd in den Stall führte, hatte ich Zeit mich im Schloßhofe umzuſehen. Vor mir lag eine Art Palaſt mit bleifarbenem Dach, unter dem ein Drachenkopf bereit war, das Regenwaſſer in weitem Bogen auszuſpeien, einem Balkon, den nackte Türken auf ihren ſteinernen Schultern trugen und einer prächtigen Freitreppe. In einer tiefen Niſche, welche die Mauer bildete, waren der häßliche Kopf und die mit Ketten beladenen Hände eines Mongolen-Fürſten in Stein gehauen zu ſehen. Der mit Steinen gepflaſterte und mit einem leichten Schneeteppich bedeckte Hof hatte in der Mitte eine gemauerte Ciſterne, über die eine große Linde ihre breiten Aeſte ſtreckte, zwei Krähen, die auf denſelben ſaßen, ſtießen von Zeit zu Zeit ein gellendes Freudengeſchrei aus, als gälte

es den Fremden würdig zu begrüßen, allerorten lag Schutt, lagen zerbrochene Ziegel oder wüste Steinhaufen.

Der Alte kam zurück, winkte mir und schickte sich an das Gitter zu öffnen, das die Freitreppe verschloß. Sein Gang und seine Bewegungen hatten etwas schattenhaftes, ich glaube, wenn die Sonne geschienen hätte, ich hätte durch ihn durchsehen können. Ich bemerkte erst jetzt, daß ein großer Rabe stille und ernsthaft seinen Schritten folgte.

Er führte mich langsam die Freitreppe empor, schloß oben eine kunstreich verzierte Thüre auf, und ich überschritt die Schwelle des verrufenen unheimlichen Gebäudes. Wir gingen über breite Marmorstiegen und heimliche Wendeltreppen auf und nieder, durch Gänge, welche jetzt breit und herrlich wie eine Allee und dann wieder dumpf und ängstlich wie der Schacht eines Bergwerkes waren. — Große holzbraune Thüren mit Metallbeschlag wurden aufgeschlossen und wieder gesperrt, manchmal genügte ein Druck des Fingers und eine Wand sprang auf und ließ uns durch, und durch die Zimmerfluchten, zogen mit uns die Schatten vergangener Jahrhunderte; hier hingen schwarze Rüstungen, mit weißen Engelfittichen, erbeutete Türken-Fahnen, Heerpauken, tartarische Köcher mit vergifteten

Pfeilen, in Gemächern, deren Tapeten Scenen aus dem alten Testamente darstellend verblichen und von Motten zerfressen waren, die sich bei der leisesten Berührung in Schwärmen erhoben und umherschwirrten; dort einen Korridor weiter thronte die ganze kapriziöse Grazie einer Rokoko-Schönen. Da gab es niedliche mit verblaßtem blauen Atlas oder gelb gewordenen weißen Musselin tapezierte Boudoirs mit großen Kaminen, auf denen dickbäuchige Porzellan-Chinesen, mit Toilettischen, auf denen Spiegel in Silberrahmen und all' den Nippes jener Zeit zu sehen waren.

Aus majestätischen Sälen mit sinnigem Stuckatur-Schmuck und gigantischen Fresken kam man in Schlafgemächer mit prunkvollen Himmelbetten. Da stand eine Vase, wie sie nur der Schönheitssinn eines Hellenen oder Italieners schaffen konnte auf marmorenem Piedestal, und eine Thür weiter nahm ein großer geschnitzter Schrank die Breite der Wand ein, gefüllt mit all' dem wunderlichen Glaswerk und Thongeschirr, bunt bemalt, mit kernigen Sprüchen versehen, wie es der bizzarre deutsche Geschmack im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert erzeugte. In dem kostbaren von der Zeit geschwärzten Getäfel der Wände pochte der Holzwurm, die Fenster waren meist erblindet, und an den alten Bildern, die allerorten die Wände schmück-

ten, waren im Laufe der Jahrhunderte die Farben so stark gedunkelt, daß die kühnen Ritter, die prächtigen Staroſten und die reichgekleideten Damen alle tief im Schatten zu ſtehen ſchienen und hie und da ein ſchönes Antlitz wie aus der Düſterheit der Nacht hervorleuchtete. Und alles war verwahrloſt, verfallen, mit aſchgrauem Staub bedeckt und mit Spinnweben behängt, die Luft roch nach Moder, und auch der alte graue Mann erſchien mir plötzlich wie mit Schimmel überzogen.

Endlich kamen wir in ein mäßig großes Gemach, das im Viereck gebaut und mit dunklem Holze verkleidet war und in dem ſich weder ein Einrichtungsſtück, noch ein Geräthe befand. An der mitleren Wand hing ein Bild in rauchigem Goldrahmen und auch dieſes war mit einem grünen Vorhang bedeckt.

Der Alte winkte mir ſtehen zu bleiben, er hatte während der ganzen Wanderung kein Wort geſprochen und ſprach auch jetzt nur durch Zeichen und Blicke, näherte ſich auf den Fußſpitzen dem grünen Vorhange und zog an einer verborgenen Schnur.

Staub ſtieg empor und aus der grauen Wolke, die ſich ſchnell verzog trat eine weibliche Figur von ſeltſamem Reize. Es war eine hochgewachſene Frau von ſchlangenartiger Schlankheit in dunkeln Sammt ge-

kleidet, welche mir ein kaum schön zu nennendes, aber in seiner sanften Wildheit und lächelnden Schwermuth berückendes, von dunkeln Locken, auf denen eine polnische Mütze leicht und kokett saß, dämonisch eingerahmtes Antlitz zukehrte. Ihre großen dunkeln brennenden Augen schienen zu phosphorisiren und als ich zurückwich mir zu folgen.

Was in diesem Blick lag, ich weiß es nicht, etwas Unbegreifliches, das mir den Athem benahm, mir das Herz in der Brust hämmern und die Knie schlottern machte.

„Sie ist gut getroffen", flüsterte der Alte.

Ich sah ihn entsetzt an, wie man eben einen Menschen ansieht, bei dem man plötzlich entdeckt, daß sein Geist gestört ist. Er schien es zu bemerken, zuckte die Achseln und verhüllte das Bild. Ich empfand in diesem Augenblick einen brennenden Schmerz am Zeigefinger. Es war mein Verlobungsring, der mich zum ersten Male seitdem ich ihn trug in das Fleisch schnitt. „Nun, Herr Jakub", sagte ich, „werdet Ihr mir nun auch das Marmorweib zeigen?"

Er streckte seine dürre Hand, die nicht viel anders als ein welkes Blatt war, aus dem Aermel des Kontusch hervor und schwenkte sie hin und her. „Ich weiß es", sagte er mit seiner knarrenden Stimme,

„daß der Herr deshalb gekommen ist, aber jetzt ist es nicht an der Zeit. Kommen der Herr Wohlthäter morgen Nachts, da haben wir Vollmond, da werden die Todten lebendig."

„Bist Du bei Sinnen", stieß ich halb unbewußt hervor.

„Sehr wohl, mein theurer Herr", erwiderte er mit einem Lächeln, das sich wie ein Sonnenstrahl in seinen grauen Schnurrbart stahl, „ich weiß auch was ich rede, das Bild ist gut getroffen und auch der todte Stein hat Aehnlichkeit, ich kenne sie, doch wer soll sie denn kennen, wenn ich sie nicht kenne? Habe ich sie doch auf diesen meinen Knieen geschaukelt, so wahr ich Gott liebe." —

Mir schauerte vor der tiefen Ueberzeugung, mit der der Alte das Unmögliche aussprach, ich gab ihm rasch ein Goldstück, das er ehrerbietig nahm, eilte in den Hof hinab, ließ mein Pferd aufführen und ritt den Abhang hinunter mit dem Vorsatz, dem geheimnißvollen Schlosse und seinem wahnsinnigen Bewohner nie wieder in die Nähe zu kommen. — —

Aber es war dies ein Vorsatz wie eben Vorsätze sind. Schon am nächsten Morgen nannte ich mich einen Feigling, Mittags hielt ich mir selbst eine schöne Rede gegen den Aberglauben und mit Anbruch der

Nacht saß ich im Sattel, um dem schönen Marmorbilde einen Besuch zu machen.

Es war kalt, aber die Luft stille und ohne Regung. Die große reine Scheibe des Vollmondes stand bereits hoch am Himmel, so daß von dem goldenen Licht und dem Blitzen der Sterne nichts mehr zu sehen war, als ein bleicher dämmeriger Schimmer. Es schien Tag zu sein, ein trüber Tag mit bleigrauem Lichte zwar, aber doch Tag, so mächtig war die Silberhelle des Mondes, von der Nähe und Ferne überströmt waren und welche der Schnee, der Alles umher gleichmäßig in sein grelles Weiß einhüllt, scharf zurück warf. Man konnte weithin jeden noch so kleinen Gegenstand erkennen, nur in der Ferne schwebte es wie leichter Rauch und hinter demselben standen die Berge in diamantenen Schleier gehüllt.

Schnee und Mond sind in solchen klaren ruhigen Nächten erstaunliche Künstler, Baumeister und Bildner vor allem, sie wetteifern, Gestalten in unseren Weg zu stellen und fabelhafte Gebäude aufzurichten.

Da, wo sonst eine verlorene rußige Bauernhütte mit windschiefem Strohdach steht, haben sie einen herrlichen Eispalast mit blitzenden Fenstern aufgeführt, wie jenen der unter der Regierung der Czarin Anna auf dem Eise der Newa erbaut worden ist. Von einem

breiten Hügel winkten düstere Säulen mit funkelndem Knauf, frei in die Luft ragend gleich einer griechischen Tempelruine. An dem Ufer des Teiches schien eine vom Scheitel bis zur Sohle in weißen Schleier eingehüllte Tartarenfrau zu stehen und sich in seiner grün leuchtenden Eisfläche wie in einem Spiegel zu beschauen, während in der Ferne Götterbilder ragten, aus blendendem Marmor geformt, und auf dem schimmernden Plan der Wiese holde Elfen sich zu einem geisterhaften Reigen verschlingen.

Auf dem Friedhofe war jedes der armen Gräber mit einem hohen Sarkophag geschmückt, über dem ein weißes Kreuz erglänzte und friedlose Todte in schleppenden Grabtüchern schwebten drohend dazwischen.

Das Rad der Mühle stand versteinert, große Eissäulen stützten die Rinne, der silberne Sturz des Baches war erstarrt und in ihm glühten Stauden und Halme in allen möglichen Farben, gleich den Blumen aus Edelsteinen der Tausend und eine Nacht.

Und wenn weithin kein Dach, kein Baum, kein noch so kleiner Strauch zu sehen war, nur die stille Glanzfluth des Mondes auf den weißen Wogen des Schnees, dann war es mir, als schwebte ich auf dem Zauberpferde hoch in den Lüften, über mir die Gestirne, unter mir die weißen schimmernden Wolken.

Es währte nicht lange, so kündigte die Erde wieder ihre Nähe an, die Lichter eines Dorfes guckten in der silbernen Dämmerung auf, eine Schmiede versendete Funken und eine rothe Feuersäule stieg aus ihrem Rauchfang gegen den Himmel, schwere Hammerschläge pochten im melancholischen Takt durch die Nachtstille und am Rain stand ein Brunnen von einem Schneetuch überdeckt, dessen gefrorener Strahl seltsame Arabesken bildete. Hinter den Hütten stieg der Abhang des Gebirges, ein Tannenwald mit beschneiten Wipfeln herab, wie ein Kosakenheer auf schwarzen Pferden mit hohen weißen Lammfellmützen und glänzenden Lanzen. Dort, wo die gelben Schafte des Mais stehen geblieben waren, ein beschneiter Acker, schimmerte es wie mondbeglänztes Schilf im hellem Spiegel eines Teiches

Eine Strecke weiter stand ein Kreuz am Wege und der Heiland war mit diamantenen Nägeln an dasselbe geschlagen und trug statt düsterer Dornen eine leuchtende Strahlenkrone.

Und war bisher nichts Lebendiges zu spüren, so zeigte sich plötzlich auf der in Schnee gehüllten Winterssaat eine muntere Gesellschaft grauer Feldhasen, welche im hochzeitlichen Lichte des Mondes scherzte und liebelte, hier wühlten einige emsig den Schnee auf, um Nahrung zu finden, dort spielten andere und schrieen

gleich kleinen Kindern und schlugen sich mit den Vorderlaufen, andere kamen mit leichten Sprüngen, setzten sich plötzlich auf, um mich anzusehn, legten die Löffel zurück und streckten sich eben so schnell wieder lustig in die Höhe, wenn sie mich weiterreiten sahen. In der Ferne bellte heiser und verdrossen ein alter Fuchs.

So erreichte ich Schloß Tartakow.

Vor dem Thore schauerte mein Pferd, und wie der seltsame Alte ungerufen und ungebeten die schweren Flügel auflehnte, fiel es auf die Hinterhufe zurück und wollte nicht in den vom magischen Lichte erfüllten Hof. Endlich gehorchte es den Sporen, aber nur zitternd und mit einem traurigen Schnauben. Als mich der Alte die breite Steintreppe hinaufführte, erhob sich ein eisiger Luftzug, die alte Linde rauschte wehmüthig, tief unten sank schauerlich ein wilder Bergstrom, dessen selbst der Winter mit seinen eisigen Ketten nicht Herr werden konnte, und über mein Haupt weg zogen fabelhafte, herzzerreißende, traurig süße Töne.

„Was ist das?“ fragte ich.

„Es ist die Aeolsharfe,“ entgegnete der Alte, „die steht nun schon bei hundert Jahre auf dem Thurm, so weit ich mich erinnere.“

Wir traten in ein freundliches Zimmer mit grü-

nen Vorhängen, das behaglich erwärmt war, im Kamin brannte frisches Fichtenholz und verbreitete einen angenehmen narkotischen Geruch. Vor einem geblümten Sopha stand ein gedeckter Tisch. Ich bemerkte kostbares Porzellan und uraltes Silber mit dem Wappen der Familie Tartakow verziert.

Der seltsame Alte lud mich ein, Platz zu nehmen, setzte den Samovar auf und bediente mich mit der vollen Würde eines ergrauten Haushofmeisters. Ich nahm nur wenig, ich war zu sehr erregt. Der Zeiger auf der alterthümlichen Wanduhr schien mir stille zu stehen.

Endlich nahte er der zwölften Stunde.

„Es ist Zeit", sagte ich.

„Ja, es ist Zeit", stimmte der Alte bei. Er nahm seinen Schlüsselbund vom Gürtel und begann aufzusperren, Thüre auf Thüre, wir gingen wieder durch lange Gänge und endlose Zimmerreihen, nur daß diesmal Alles ein gespenstisches Leben gewann, aus den schwarzen Visiren blitzten mich feindselige Augen an, die unheimlichen Gestalten in den goldenen Rahmen drohten herauszutreten auf die verfallenen Teppiche und sogar die alten Fahnen und die Vorhänge schienen sich zu regen und zu flüstern.

Nachdem der Alte die mit Silber verzierte schwarze

Thüre eines großen Saales geöffnet hatte, den ich das erste Mal nicht betreten hatte, sprach er:

„Hier muß ich Sie allein lassen, mein Herr Wohlthäter, gehen Sie nur muthig vorwärts, Sie gelangen am Ende des Saales an zwei Treppen, die links führt zu dem Marmorweibe, treten Sie ein."

Ich überschritt die Schwelle und stand in einem herrlichen Saal mit hohen Fenstern, durch die das volle Licht des Mondes hereinfiel und den ganzen Raum zauberhaft erhellte. Ich hörte die Thüre hinter mir zufallen und die traurig süßen Töne der Aeolsharfe in den Lüften schweben. Es fiel wie ein kalter Stein auf meinen Weg, aber ich ermannte mich und ging vorwärts.

Meine Schritte hallten auf den Marmorplatten, und langsam wie ich mich den beiden Treppen, die sich am Ende des Saales erhoben, näherte, stiegen oben in dem silbernen Lichte des Mondes zwei Gestalten aus dem Boden empor.

Zu meiner Rechten stand der Heiland in weißem wallenden Gewande, das schöne Haupt mit der Dornenkrone bekränzt, das schwere Kreuz auf der Schulter, den Blick voll sanften Schmerzes auf mich gerichtet und winkte mit der Hand.

Zur Linken aber zeigte sich ein Weib, dessen mar-

morne Glieder ſich im Mondlicht zu dehnen und zu leuchten ſchienen, ein Weib von jener Schönheit, die etwas Teufliſches an ſich hat, die uns mit holder Qual erfaßt, die uns im Leiden jauchzen und im Genuſſe weinen lehrt. Ihre weiße kalte Hand ſchien ausgeſtreckt nach meinem warmen zuckenden Herzen, ihre todten weißen Augen hatten einen verſchwommenen ſammtenen Glanz und einen Blick, der durch meine Seele ging wie Frühlingswehn.

Du ſollſt das Kreuz der Menſchheit auf Dich laden! ſchien der Heiland ſanft zu mir zu ſprechen, ſie aber hob die todten, ſüßen, ſchwellenden Lippen zum Kuſſe. —

Eine räthſelhafte Gewalt zog mich zu ihr, die Stufen empor, in den ſanften Dämmerſchein der um ſie ſchwebte, und wie ich vor ihr auf den Knieen lag, zog ich den Ring herab und ließ ihn auf ihren weißen Finger gleiten. Sie empfing ihn ruhig, kalt, wie ein Marmorbild, wie eine Göttin, eine Todte, und ich neigte meine Lippen zu ihren ſchönen Füßen nieder und küßte ſie.

Dann ſtand ich auf und ſtreckte meine Hand aus nach dem Ringe.

Da geſchah das Unglaubliche, was mir das Herz erſtarren machte und meinen Geiſt verwirrte. Sie

ſchloß die Hand, und gab mir den Ring nicht mehr zurück.

Grauen erfaßte mich, ich wich zurück und wäre faſt die Treppe hinab geſtürzt nach rückwärts, doch faßte ich mich noch einmal und ſagte laut zu mir: ein Spiel der Phantaſie, eine Gaukelei des Mondes, weiter nichts.

Die Wölbung gab mir meine Worte zurück, aber ſpöttiſch, wie mir ſchien und mit einem Tone, der nicht der meine war. Ich trat noch einmal zu dem ſchönen Weibe hin und wirklich hielt ſie mir ihre weiße Hand mit göttlicher Anmuth offen hin wie vordem und ich ſah an ihrem Finger den goldenen Reif. Noch einmal verſuchte ich ihr ihn zu entreißen, aber ſie ſchloß von neuem die Hand und als ich Gewalt gebrauchen wollte, fühlte ich die marmornen Finger zur Fauſt geballt zwiſchen meinen Händen. Es durchſchauerte mich.

Ich weiß nicht, wie ich aus dem Saale, wie ich aus dem Schloſſe gekommen bin. Mir kehrte erſt die Beſinnung wieder als der Morgenwind mir eiſig in die Wangen ſchnitt, aber das geſpenſtiſche Weib ſchien mir zu folgen, ich ſah es vom Frühroth zart angehaucht in einer Wolke ſtehen, die über den Teich zog, und ſah noch unweit meines Edelhofes ihren ſchönen weißen Leib durch die ſchwarzen Tannen ſchimmern. Ich ſehe

ſie ſeitdem im Traume und auch im Wachen, mit offenen Augen ſeh ich ſie, wie ſie ſanft, gleich einem Mondſtrahl in das Zimmer tritt, und mich anlächelt mit ihren weißen Todtenaugen."

*
* *

Während Manweds Erzählung war Herr Konopka eingetreten, vielleicht nicht ganz ſo wie ein Mondſtrahl, aber jedenfalls leiſe genug. und ſtarrte die reizende Aniela an. Plötzlich ſtieß dieſe einen gellenden Schrei aus, wir erblickten jetzt alle zu gleicher Zeit den guten jungen Mann, und es gab keinen, der nicht ein wenig zuſammen fuhr.

„Aber was haben Sie denn?" fragte Frau Bardoßoſka ärgerlich, „daß Sie uns jedesmal ſo erſchrecken müſſen?"

„Ich weiß nicht", erwiderte Herr Konopka, der wie Eſpenlaub zitterte, „aber ſo viel iſt gewiß, daß ich mich ſelbſt entſetzlich fürchte."

„Sie fürchten ſich", ſpottete Kordula, „wovor denn?"

„Die Geſchichte des Herrn Werofski hat mir jedes Haar emporgerichtet auf meinem Kopfe", ſtammelte Maurizi.

Der alte Herr blies eine Wolke blauen Dampfes

zur Seite, ſtopfte mit den Fingern den Tabak feſter und ſagte dann:

„Ein gut erzähltes Märchen!“

Aniela hatte ſich erhoben und Manweds Hand ergriffen.

„Wo haben Sie den Ring, den ich Ihnen gegeben habe?“ fragte ſie, die ſonſt ſo klare Stirne von tiefem Schatten überflogen.

„Ich habe ihn nicht.“

„Ein unpaſſender Scherz“, rief Kordula.

„In der That“, fügte ihr Verehrer bei.

„Kein Scherz“, ſagte Manwed, „den Ring hat die marmorne Todte.“

Niemand ſprach mehr ein Wort von der Sache, aber alle waren ſichtlich verſtimmt und ſo beeilte ſich Manwed aufzubrechen. Ich begleitete ihn zu ſeinem Schlitten.

„Glaubſt Du nicht, daß es an der Zeit wäre Dein Benehmen zu ändern?“ ſagte ich.

„Alſo auch Du meinſt, daß ich ſcherze“, erwiderte er gereizt, „gut, ich aber ſage Dir, daß ich keinen Willen mehr habe, daß meine Seele einem Dämon in Venusgeſtalt verfallen iſt, und daß ich dieſe kalte todte Schöne, ohne Herz, ohne Sprache, ohne Augen liebe, wie ein Wahnſinniger“, damit fuhr er fort.

Ich fand, in das Haus zurückgekehrt, alle Anwesenden in unbeschreiblicher Aufregung. Maurizi schwor, daß er nicht allein nach Hause fahren werde, der Adjunkt sprach belehrend von der Macht der Einbildung über den Menschen; die Gefühle des Herrn Bardoßoski verdometschte uns ausschließlich seine lange Pfeife, welche gleich einem kleinen Kinde greinte und wimmerte. Niemand hatte Lust etwas zu sich zu nehmen und die Tarokkarten lagen unberührt. Plötzlich zog die Hausfrau die Brauen zusammen und blickte auf das Fenster.

„Wer steht denn dort?“ fragte sie kleinlaut. Wir sahen jetzt alle zugleich eine weiße Gestalt, von dem bleichen Lichte des Mondes mysteriös beschienen.

„Sie ist es“, murmelte Maurizi, „sie sucht ihn.“

„Wer?“ fragte Aniela, von Eifersucht erfaßt, ihre Stimme bebte.

„Das Marmorweib, wer sonst!“ erwiderte Maurizi. Er winkte mit der Hand, als wollte er sagen, der, den Du suchst ist fort, weit von hier, aber die weiße Gestalt rührte sich nicht von der Stelle.

„Meine Pistolen“, keuchte Herr Bardoßoski, „ich will eine geweihte Kugel laden, wir wollen doch sehen —“ er vollendete nicht sondern nahm seine Kuchenreiter von der Wand und ließ den Hahn knacken.

„Reden Sie doch mit ihr“, flehte Aniela.

„Madame“, begann Maurizi mit einer wahrhaft erbärmlichen Stimme, „er ist nicht da, er ist nach Hause gefahren, wenn Sie sich ein wenig beeilen, können Sie ihn noch einholen. Für Sie ist das ein Scherz.“ Seine Zähne klapperten. „Sehen Sie doch,“ fuhr er fort, mich in den Arm kneipend, „den feurigen Athem, den das schreckliche Weib von sich gibt. Ist das nicht merkwürdig?“

„Noch merkwürdiger ist es“, sagte der alte Herr mit einem behaglichen Gelächter, „daß das Gespenst eine Pfeife im Munde hat, und aus derselben raucht.“

Er ging langsam zum Fenster, öffnete es, und nun sahen wir den ganzen Spuk mit heiterer Deutlichkeit im Mondlicht dastehen.

Aus dem Hofe tönte ein muthwilliges Gelächter.

Ein Schneemann mit einem großen Kopf und einem runden urdummen Gesicht stand mit dicken Beinen in der Stellung eines Matrosen da. Der Kutscher und der Bediente hatten ihn mit aller Kunst die ihnen zu Gebote stand aufgerichtet und der Kosak hatte ihm seine kurze brennende Pfeife in das breite Maul gesteckt. Nun gab es ein lautes ausgelassenes Lachen im Zimmer und im Hofe, wo sich die Spitzbuben hinter einem Leiterwagen versteckt hatten, der

Samovar wurde aufgesetzt, die Tarokkarten kamen zu Ehren, und wir unterhielten uns auf das beste bis nach Mittenacht.

*
* *

Manwed kam an dem folgenden Abend zu Bardoßoski mit dem festen Vorsatze, sich mit Aniela auszusöhnen. Sein traumhaftes an geistige Verwirrung grenzendes Wesen schien vollkommen gewichen, alles an ihm verrieth Ernst, Entschiedenheit und Reue. Er zögerte nicht lange mit seiner Erklärung. Als Aniela bleich, mit halb geschlossenen Augen hereintrat, ging er auf sie zu und verneigte sich tief.

„Mein Fräulein", begann er in einem schlichten Tone, der zum Herzen sprach, „ich habe Sie durch ein ebenso räthselhaftes als von Ihrer Seite in keiner Weise verdientes Betragen gekränkt, ich bin mir meiner Schuld vollkommen bewußt und bitte Sie mir zu vergeben."

„Bravo", rief der alte Herr und klatschte kräftig in die Hände, als gälte es einem Liebhaber auf der Bühne bei einer gelungenen Scene Beifall zu spenden.

Aniela wollte etwas erwidern aber brachte es nur zu einer lautlosen Bewegung der blassen Lippen.

„Gieb ihm die Hand", sagte die Mutter.

Das arme Mädchen streckte gleich beide Hände aus und Manwed ergriff sie mit aller Begeisterung eines Verliebten ja er machte eine Bewegung als wollte er seine Braut küssen, in demselben Augenblick wurde er aber bleich und starr wie ein Todter, sein Blick blieb entsetzt an der leeren Luft haften, und endlich wankte er nach rückwärts und schrie auf:

„Was willst Du? Weshalb drohst Du mir?"

„Was haben Sie?" fragte Aniela erschreckt.

„Dort steht sie", fuhr er fort, „zwischen mir und Ihnen, die todte steinerne Frau, sie hat meinen Ring am Finger und mahnt mich. Und jetzt schwebt sie zur Thür hinaus, dort, dort, und sie winkt mir."

Zu rechter Zeit stand wieder Maurizi in einem weißen Mantel wie der Gouverneur in Don Juan da. Ein Angstschrei durchzitterte das Zimmer, Aniela schlug die Hände vor das Gesicht und Manwed sank auf einen Sessel.

„Ich bin sehr erschrocken", begann Maurizi, am ganzen Leibe bebend.

„Können Sie denn nicht eintreten wie ein anderer Mensch", grollte der alte Herr.

„Sie sind krank", sagte der Adjunkt zu Manwed, „vielleicht ist ein Nervenfieber in Anzug. Suchen

Sie zu ſchwitzen. Legen Sie ſich in das Bett und nehmen Sie Hollunderthee.“

„Ich fange an mich vor ihm zu fürchten“, murmelte Aniela.

Manwed blickte mit verglaſten Augen um ſich, erhob ſich, ſtrich mit der Hand über die Stirne und verließ das Zimmer. Eine Woche verging, ohne daß man ihn zu Geſichte bekam. Herr Bardoßoſki fuhr zu ihm, aber traf ihn nicht zu Hauſe. Mir erging es nicht beſſer, aber er erwiderte noch an demſelben Abende meinen Beſuch. Wie einer, der eben ſein Grab verlaſſen hat, verzerrten Geſichtes, bleich, ſchlotternd kam er herein, bot mir die Hand und ſaß mehr als eine Stunde bei mir ohne zu ſprechen, ja ohne zu hören was ich ihm ſagte.

„Komm“, rief er plötzlich, „ich muß an die Luft, begleite mich.“

Ich ließ zwei Pferde ſatteln und wir ritten in leichtem Galopp auf der Landſtraße durch beſchneite Felder und zwiſchen weiß vermummten Bäumen ſeinem Gute zu. Mit einem Male hielt er ſeinen Braunen an und deutete vor ſich hin. „Siehſt Du“, flüſterte er mit trockener Stimme wie ein Fieberkranker; „ſiehſt Du ſie?“

„Ich ſehe Niemand.“

„Dort, die weiße Frau, die auf schwarzem Pferde dahin sprengt.“

Es war jene Zeit der Dämmerung, welche düsterer ist als die vollkommene Nacht, ich strengte meine Augen an, ohne etwas entdecken zu können. Er gab sich endlich zufrieden. Wir kamen in seinem Hofe an, stiegen ab, und saßen dann in seinem kleinen behaglichen Rauchzimmer bei dem großen Kamin, dessen starkes rothes Feuer zugleich für Beleuchtung sorgte. Der alte Bediente füllte den Samowar mit glühenden Kohlen. Keiner von uns beiden hatte Lust zu sprechen. Unter dem Divan stöhnte der gelbe Jagdhund auf, er schien zu träumen, die massive Uhr, deren geschnitztes Holzgehäuse sich wie ein Thurm von der Diele fast bis zum Plafond erhob, hielt ihren eintönig ernsten Sermon. Eine Motte hatte sich aus der schadhaften Polsterung des Lehnstuhles erhoben in dem ich saß und umkreiste lautlos den Samowar.

„Was war das?“ fragte plötzlich Manwed.

„Ich habe nichts gehört.“

„Aber jetzt —“

In der That klopfte es leise an die Fensterscheiben, welche von Eisblumen, die großen Brüsseler Spitzen glichen, verdeckt waren.

„Nun, siehst Du auch diesmal nichts?“ fragte

Manwed lächelnd. Er stand auf und näherte sich dem Fenster. Ich blickte lange hin und sah endlich in der That vom Monde beleuchtet eine weiße Frau vor demselben stehen, welche mit meinem Freunde Zeichen des Einverständnisses wechselte. Zuletzt nickte sie mit dem Kopfe und zog sich zurück.

„Was soll das bedeuten", fragte ich, „bin auch ich verrückt, oder leiden wir beide an Augentäuschungen?"

Manwed zuckte die Achseln.

„Ich bin, wie Du mich da siehst, bereits ganz in den Krallen des Satans", flüsterte er, „es ist das eine Geschichte, die gewiß nicht alle Tage vorkommt und deshalb möchte ich sie Dir gerne erzählen, aber Du mußt nicht glauben, daß ich wahnsinnig bin, und noch weniger, daß ich Dir ein Märchen erzähle. Mir ist eben nicht spaßhaft zu Muthe. Arme Aniela!"

Wir nahmen Thee, er zündete mir eine Peife an, fing die Motte, die um den Samowar streifte und warf sie in das rothe Feuer des Kamins, das sie im Augenblick verzehrt hatte. Dann begann er.

*
* *

„Es war eine schöne geisterhafte Vollmondnacht, als ich zum dritten Male nach dem Schlosse Tartakow ritt. Ich wollte meinen Ring wieder haben um

jeden Preis. Der alte verwitterte Mann erwartete mich diesmal im Thorweg, nickte freundlich, nahm mein Pferd und lud mich ein, etwas zu mir zu nehmen.

„Ich trank ein Glas alten Burgunders, der meine Adern wie Feuer durchströmte, das war Alles. Mein Kopf war hell, mein Herz pochte nicht im Mindesten. Ich war entschlossen und ohne Furcht. Als es Mitternacht schlug, öffnete mir der Alte die Thüre des großen Saales und schloß sie wieder hinter mir. Ich achtete nicht darauf, sondern stieg rasch die Treppe empor und faßte die Hand der marmornen Schönen in der Absicht, ihr meinen Ring zu nehmen, aber sie zog den Finger an sich, und ich strengte mich vergelich an, ihr denselben zu entreißen.

Es war ein unheimlicher Kampf mit der kalten steinernen Todten im fahlen Mondlicht und der tiefen Stille, welche herrschte. Ich ließ endlich die Arme sinken und schöpfte Athem, da hob auch ihre herrliche Brust ein Seufzer, und ihre weißen Augen blickten mich mit einem überirdischen Schmerze an, der mich beschämte, der mir die Besinnung raubte. Ohne zu bedenken was ich that, schlang ich die Arme um ihren kalten schönen Leib und preßte meine heißen Lippen auf ihre eisigstarren.

„Es war ein Kuß ohne Ende, nicht wie wenn

zwei Seelen ineinander fließen, sondern wie wenn eine dämonische Gewalt langsam mir das Blut aus dem Leben saugen würde.

Mich faßte eine namenlose Angst, aber ich war nicht fähig mich von den todten Lippen loszumachen, schon wurden sie warm von den meinen, schon hob ein sanfter Athem die elfenweiße Brust, und mit einem Male schlangen sich die Marmorarme um meinen Nacken wie eine schwere Kette, die süße Last drückte mich nieder auf die Kniee und zugleich brach ein reizendes Lächeln wie ein Mondstrahl aus den weißen Augen.*) Die ganze Gestalt begann sich sanft zu regen,

---

*) Die uralte, bei verschiedenen Völkern in mannigfachen Variationen wiederkehrende Sage, welche hier als Grundaccord hervorklingt, tritt uns zum ersten Male plastisch in der hellenischen Welt entgegen. Pygmalion, König von Cypern, haßte anfangs alle Weiber, als er aber einst eine schöne Bildsäule von einem Mädchen aus Elfenbein gemacht hatte, verliebte er sich in dieselbe und flehte Venus an, sie zu beleben. Seine Bitte wurde erhört und er nahm sie zu seiner Gattin. Ovid Met. X. 243. Philostrat de. vit. Apollon. II. c. 5. machte ihn zu einem Bildhauer. Die italienische Sage läßt einen vornehmen Jüngling aus Verona beim Ballspiel den Brautring, der ihn hindert, einem Venusbild an den Finger stecken. Als er ihn später zurücknehmen will, schließt das Marmorbild die Hand und in der Brautnacht tritt es drohend zwischen ihn und seine junge Gattin. Nun sucht er einen Nekromanten auf und dieser

wie Bäume sich im Frühlingswind strecken und aufathmen, nachdem der starre Schlaf gewichen, die Füße versuchten sich im Schritt, und langsam, wie zu Tod ermattet, trat sie vom Piedestal herab. Von ihrer Schönheit hingerissen, umschlang ich die Halberwachte und küßte sie von Neuem mit aller Gluth des Lebens und der Jugend, die durch meine Pulse flog. Sie gab mit müden Lippen den Kuß zurück wie im Schlafe, dehnte in olympischer Trägheit die blühenden Glieder, und schwebte langsam wie eine Nachtwandelnde einer Thüre zu, die ich bisher nicht bemerkt hatte, indem sie mir mit der Hand zu folgen winkte.

Die Thüre schien von selbst aufzuspringen und wir betraten ein Gemach mit getäfeltem Plafond, uralten Tapeten, seltsam geformten Möbeln mit vergoldeten

---

sendet ihn mit einem Schreiben, das mit sieben Siegeln verschlossen ist, zur Mitternachtsstunde nach der Insel Sirmione im Gárda-See. Frau Venus erscheint mit ihrem geisterhaften Gefolge, er überreicht ihr das Schreiben, sie bricht in Thränen aus, ist aber gezwungen, den Ring zurückzugeben und den Zauber zu lösen. In der slavischen Welt hat die Sage einen dämonischen Charakter angenommen. Das Venusbild wird zum Vampyr, dem der Jüngling sich durch den Brautring vermählt hat, und erscheint Nacht für Nacht bei ihm. In demselben Maße, wie sich das Marmorweib belebt, schwindet das Leben des Unglücklichen, dessen Seele dem schönen Gespenste verfallen ist. —

Lehnen und Füßen, deſſen Boden mit einem perſiſchen Teppich bedeckt war.

In der Nähe des Kamins ſtand ein Ruhebett aus blutrothem Seidenvolſter, wie man es in türkiſchen Harems findet, vor demſelben war ein Löwenfell ausgebreitet. In der ſchweren Luft war ein Geruch von Moder und von Spezereien wie in einer Gruft. Kein Licht brannte in den großen Armleuchtern, die vor dem Spiegel ſtanden, aber draußen an dem dunklen Himmel hing der Mond wie eine ſilberne Ampel und erhellte den kleinen Raum vollſtändig. Das ſchöne Weib ſtreckte ſich auf dem Ruhebette aus und winkte mich zu ſich. Ich lag vor ihr auf meinen Knieen und hauchte ihre Füße an und küßte ſie, und küßte ihre Hände, ihren Nacken, ihre Schultern, bis ſie mich mit verſchämter Anmuth an ſich zog und von Neuem an meinen Lippen hing. Es iſt unbeſchreiblich, was ich empfand, als ich ſie an meiner Bruſt erwarmen fühlte, der Strom des Lebens durchzuckte ſie von Zeit zu Zeit electriſch vom Wirbel bis zur Sohle, und wie wurde mir erſt, als ſie die Augenlider ganz wenig öffnete und mich von der Seite anblinzelte, als ihre Lippen ſich bewegten und ſie zu ſprechen begann mit einer Stimme die ſo ſeltſam war, ſo weich, während ihr großer Blick mit einem Male gleich einer Schneeflocke auf mein

Herz fiel. Und merkwürdiger Weise sprach sie französisch.

„Mich friert", begann sie, „mache doch Feuer im Kamin." Ich gehorchte und bald loderte es hell aus dem trockenen Holz empor, und gab ein wunderbares Flammenspiel in dem Gemach, auf den verblaßten Figuren, den alten Tapeten, auf dem Gelb der Möbel und dem rührend schönen Leibe der weißen Frau, die in den rothen Seidenpolstern hingegossen lag, vom üppigen Lockengeringel umspielt. Der Mond flocht weiße Rosen in die blutrothen des Feuers und bekränzte das stumme Götterbild. Der Wind sang im Schornstein, der Schnee pochte mit weißem Finger an die Fensterscheiben, der Holzwurm klopfte oben im Getäfel und unter der Diele nagte ein Mäuschen. Und wir küßten uns.

Meine Gluth, meine Raserei erwärmte und löste vollends ihre starren weißen göttlichen Glieder, welche wie Feuer brannten oder wie grimmiger Winterfrost, sie athmete schwer, ihre Lippen zuckten in dem sinnverwirrenden Stammeln holder Leidenschaft auf, und versengten mich mit ihren eisigen Küssen. Ich empfand die Qualen des Scheiterhaufens und fühlte die Marter des Erfrierenden, bald war es als leckten wilde

Flammen zu mir empor, bald schien sich das eisige Leichentuch des Schnees über mich zu breiten.

„Gieb mir zu trinken", sagte sie plötzlich.

„Was befiehlst Du?" fragte ich.

„Wein," gab sie zur Antwort. Zugleich deutete sie auf einen Glockenzug in der Nähe der Thüre.

Ich zog die Glocke. Ihr Ton durchzitterte schauerlich das weite öde Gebäude, nicht lange und eine Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien, fragte nach unseren Befehlen.

„Wein, Alter!" sagte ich.

Wieder nach einer Weile pochte es an der Thüre, und als ich hinaustrat stand der Castellan mit einer Flasche da, auf der noch der Staub des Kellers lag, und zugleich zitterte in seiner Hand ein silbernes Brett, auf dem zwei Glaspokale leise aneinander klangen.

Ich schenkte einen derselben voll, mit guthrothem Burgunder Wein und reichte ihn ihr. Sie setzte ihn an und schlürfte das Blut der Reben eben so gierig, wie meine Küsse, und als ich das Glas auf ihren Wink zurückgestellt hatte, legte sie den Arm um meinen Nacken und saugte sich fest an meinen Lippen. Eine wundersame Mattigkeit kam über mich, sie schien mir Athem, Leben und Seele zu nehmen, ich meinte zu sterben, der Gedanke in den blutgierigen Händen

eines weiblichen Vampyrs zu ſein, flog wie ein Schatten über mich, aber es war zu ſpät, ich hatte mich in ihren Locken verwickelt, meine Hände wühlten in ihrem dämoniſchen Haare und ich verlor das Bewußtſein.

Als ich zu mir kam ſah ich mit namenloſem Erſtaunen, daß ich weder in den Armen eines Vampyrs, noch in den Armen einer Statue oder eines todten Dämons lag. Ein lebendiges ſchönes Weib mit großen blühenden Formen, deren plaſtiſcher Marmor von warmem Blut durchglüht war, ſah neugierig auf mich herab mit feuchten dämonenhaften Augen. Das fein geſchnittene Oval ihres bleichen Geſichtes leuchtete von keuſcher Holdſeligkeit, ihr fabelhaftes Haar, zugleich feuriges Gold und weiche Seide, erglänzte um ſie wie eine Gloriole, wie die Flammenruthe eines Kometen. Eine Atmoſphäre voll Duft umgab ſie. Sie hatte keinen Schmuck an ſich, nicht einmal einen ſchlichten Reif, wie er die Arme der gemeißelten Göttinnen ziert, dafür glänzten ihre Zähne wie zwei Perlenreihen in dem Rubinenmund und ihre Augen warfen gleich koſtbaren Smaragden ein grünes Licht.

„Bin ich ſchön?“ fragte ſie endlich mit ihrer matten, röchelnden Stimme.

Ich konnte nicht ſprechen. Der verſchwommene

ſonderbare Glanz ihrer lauernden Augen benahm mir den Athem. Ihr verlangender Blick ergriff mein Herz mit Pantherkrallen, ich fühlte mein Blut rieſeln wie ein zu Tode Verwundeter, vorübergehend flackerte in ihren Augen ein drohendes Feuer auf, dann ſenkte es ſich über daſſelbe wie der geheimnißvolle Schleier, den der Mond über die Landſchaft breitet.

„Bin ich ſchön?“ fragte ſie noch einmal.

„Ich habe ein Weib, wie Du es biſt, noch nie geſehen“, gab ich zur Antwort.

„Gib mir einen Spiegel“, ſagte ſie hierauf. Ich hob den ſchweren Spiegel von der Wand und ſtellte ihn vor ſie hin, ſo daß ſie ihre ganze liebreizende Geſtalt betrachten konnte. Sie that es mit lächelndem Entzücken und begann dann ihr goldrothes Haar mit dem Elfenbeinkamm ihrer Finger zu kämmen und zu ordnen. Endlich ſchien ſie von ihrer Schönheit geſättigt und hieß mich den Spiegel an ſeine Stelle ſetzen. Als ich nun wieder andächtig vor ihren Füßen lag und in ihr Antlitz ſchaute, murmelte ſie: „Ich ſehe mich in Deinem Auge“, und ihre Lippen berührten ſchmeichelnd meine Lider.

„Komm“, gebot ſie dann, „laß uns das grauſam ſüße Spiel der Liebe erneuern.“ —

„Ich fürchte mich vor Dir und Deinem rothen

Munde", erwiderte ich zögernd. Sie lachte. Es war ein verlockendes Lachen voll holder Ueppigkeit.

„O! Du entfliehst mir nicht", rief sie, und schon hatte sie mich mit einer ungestümen Bewegung in ihrem Haar gefangen, dann drehte sie einen Theil desselben rasch zu einer Schlinge, legte sie um meinen Hals und zog sie langsam zusammen. —

„Wenn ich Dich jetzt erwürgen würde", sagte sie, „und zugleich ersticken mit meinen Küssen, wie es die Russalka mit ihren Opfern macht?"

„Es wär ein süßer Tod."

„Glaubst Du? aber ich lasse Dich leben zu meiner Freude und Deiner Qual."

Sie neigte sich zu mir, nah und näher, ihr Hauch durchrieselte mich wie Gluth der Hölle. Ich folgte mit meinen Lippen den zarten blauen Adern, die allerorten durch den Alabaster ihrer Haut schimmerten, und barg dann mein heißes Antlitz an ihrer Brust, die so weich ist wie schwellender Sammt und zart wie flockiger Schnee. Ich ließ mich von ihrem sanften Athem wie von einer Welle heben, und sie spielte mit mir wie mit einer Puppe. Sie deckte mir die Augen mit der Hand zu, sie unterhielt sich mit meinen Ohren, um mir dann die Finger auf deu Lippen zu legen und endlich in den Mund, als wollte sie mich ihn

koſten laſſen, und wirklich er war glühend und ſüß wie Sorbet. Im nächſten Augenblicke wand ſie meine Locken um ihre Hand und wühlte endlich mit beiden in meinem Haare, ſo zärtlich und dabei doch mit einer Art Zorn, und riß mich mit der Wuth einer Bacchantin an ſich, an ihre Lippen, die zu dürſten ſchienen in trockener Fiebergluth.

Die Welle, die mich weich umſpielt hatte, wurde zur Woge, die mich bedrohte, mit der ich gleich einem Schiffbrüchigen rang, und als das zaubermächtige Weib mich plötzlich auf das Ohr küßte, da begann es mir in demſelben zu ſingen, zu klingen, zu ſauſen, wie einem Ertrinkenden, und umwunden von ihren feuerſprühenden Flechten meinte ich in einem Ocean von kochender Lava zu ſchwimmen, der mich endlich verſchlang, in dem Taumel übermenſchlicher Liebeswonne. In ihren teufliſchen Küſſen ward mir die ganze Myſtik der Leidenſchaft mit einem Male offenbar, Luſt und Bangen, Genuß und Marter, Seufzer, Lachen und Weinen, bis ich im Taumel wieder mit dem Antlitz zur Erde ſank.

„Biſt Du todt?“ fragte ſie nach einer Weile und als ich mich nicht regte, trat ſie mir mit dem kleinen nackten Fuß leiſe in das Geſicht, im nächſten Augenblicke ſtreckte ſie ſich, muthwillig lachend auf meinem

Rücken aus, wie eine Thierbändigerin auf dem Löwen, den sie zahm und gehorchsam gemacht hat.

Ich regte mich nicht, auch dann nicht, als sie sich erhob, um durch das Zimmer zu gehen.

Als ich endlich die Augen öffnete, sah ich den Mond, der leise in das Zimmer getreten war, ihre Füße küssen, dann sich langsam erhebend sie mit seinen weißen Armen umfangen, während sie ihm kokett die Lippen bot.

Zorn und Eifersucht erfaßten mich.

„Was will der bleiche Wüstling", rief ich, „Du bist mein!"

„Mein bist Du", lachte sie, und warf sich in die Polster, daß ihr Haar wie eine Flamme aufflog und ich vom Wahnsinn der Liebe aufs Neue erfaßt, meine Lippen auf ihre Kniee, ihre wogende Brust preßte und endlich mein Haupt an ihre Schulter lehnte.

„Was ist das?" fragte ich nach einer Weile, „ich fühle kein Herz in Deiner Brust schlagen?"

„Ich habe kein Herz", sagte sie kalt und verdrossten. Es durchschauerte ihre edeln Glieder wie ein Windstoß. „Aber Du", fuhr sie spöttisch fort, „Dir pocht es wie toll hinter den Rippen — und — Du liebst mich auch wie ein Narr!"

„Wie ein Narr", wiederholte ich mechanisch.

Wir ruhten lange Zeit, Schulter an Schulter, und lauſchten dem Wind, dem Flattern der weißen Flocken, dem Nagen des Mäuschens in der Diele und dem Pochen des Holzwurmes im alten Getäfel.

Der volle Mond war längſt nicht mehr zu ſehen, nur die Sterne blinkten noch durch den weißen Schneeſchleier, die erſte fahle Dämmerung des Morgens breitete ſich aus, als ich zum zweiten Male gleich einem Todten zur Erde niederfiel. Das ſchöne Weib richtete mich langſam auf, machte mich zu ihrem Schemel und ihre müde röchelnde Stimme klang wie leiſer Harfenton durch das Gemach.

„Du haſt mir Leben gegeben von Deinem Leben, Seele von Deiner Seele, und Blut von Deinem Blute, haſt ſüße Luſt in meiner Bruſt geweckt, nun ſättige meine Zärtlichkeit.“

„Du tödteſt mich“, ſeufzte ich auf.

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Der Tod iſt kalt“, gab ſie zur Antwort, „das Leben ſo warm. Die Liebe tödtet, aber ſie erweckt zu neuem Leben.“ Sie flocht ihr Haar zuſammen und ſchlug mich neckend damit; ihr Fuß, den ſie zuerſt in meine Hand geſtellt hatte, ruhte jetzt auf meinem Nacken und als ich das Antlitz zur Erde liegen blieb, fuhr ſie mir mit demſelben ſanft über den Rücken, daß es

mich überrieſelte, einem elektriſchen Strome vergleichbar. Von neuem ergriff ſie eine götliche Wildheit, ſie wendete mich raſch herüber, kniete auf meiner Bruſt und feſſelte mir die Hände mit ihren goldenen Flechten.

„Nun gehörſt Du mir und Niemand rettet Dich vor meiner Liebe“, hauchte ſie mit ſtockendem Athem, ein wildes Licht loderte in ihren Augen auf, ihre Lippen ergriffen die meinen wie glühende Zangen, Kuß um Kuß und Wonne um Wonne, bis der erſte helle goldige Strahl des Morgens vor unſere Füße fiel.

„Nun will ich ruhen“, ſagte ſie, „geh' und laß' Dich nicht blicken vor dem Abend.“

Ich verließ das Gemach. Mein Pferd fand ich im Hofe, das Thor ſtand offen, der Alte war nicht zu ſehen. Ich ſchwang mich in den Sattel und ſprengte davon. Aber ich kam wieder, als die Nacht herabſank, und Nacht für Nacht.

O! dieſes Weib iſt wie ein Irrgarten, wer in denſelben hineingerathet, iſt verzaubert, verloren, vermaledeit!“

*
* *

Einige Tage nach dieſer ſeltſamen Erzählung war Manwed verſchwunden. Niemand wußte mit Beſtimmtheit zu ſagen, was aus ihm geworden war.

Herr Bardoßoſki war überzeugt, daß ihn der Teufel geholt habe, Aniela vertraute mir an, daß ihr die marmorne Dame im Traume erſchienen ſei, aber in einer Krinoline und mit einem großen Chignon und ihr mit einem ſuffiſanten Lächeln im reinſten Franzöſiſch geſagt habe: Er iſt todt, ich habe ihm die Seele aus dem Leibe geſogen und kann mich nun wieder einige Zeit auf dieſer ſchönen Erde amüſiren.

Sein Koſak verſicherte, ſein Herr habe Blut geſpuckt und ſei auf den Rath des Kreisphyſikus nach „Netalien“ gefahren.

Aniela weinte ſich die Augen roth und — nahm einen andern. Eines Tages, als ſie in ſtarrer Niobiſcher Trauer in ihrem kleinen Schlafzimmer mit den blüthenweißen Vorhängen ſaß, ſtand plötzlich Herr Maurizi Konopka vor ihr und ſie erſchrack diesmal unerklärlicher Weiſe nicht im mindeſten. Er ſtammelte etwas, was ein Heirathsantrag ſein ſollte und von einem lyriſchen Gedichte kaum zu unterſcheiden war, und vier Wochen ſpäter ſtanden ſie vor dem Altar. Es gab eine ſehr luſtige Hochzeit, ich habe ſelbſt auf derſelben getanzt.

*

* *

Nach Jahren, es war in Paris, in der großen

Oper, sah ich meinen Freund Manwed unerwartet wieder. Man gab Robert den Teufel. Ich hatte das Haus verlassen, während noch Bertram und Alice um seine Seele kämpften. Von einem Diener in blauer Kosakentracht herbeigerufen, fuhr ein Coupée vor mit zwei wilden Rappen bespannt, unter deren Hufen Funken hervorstiebten. Ich blieb stehen und sah ein vornehmes Paar an mir vorüber kommen.

Es war Manwed, der eine Dame am Arme führte

Er war schwarz gekleidet, fahl wie ein Todter, tiefe Schatten lagerten unter seinen düster glühenden Augen, sein Haar hing in die Stirne herab. Die Dame war von majestätischem Wuchse, ich sah nur ihr edles schönes Profil und sah, daß sie sehr bleich war, um ihren Marmorhals spielten goldrothe Locken. Sie war in einen kostbaren Shwal gewickelt, schien aber trotzdem sehr zu frieren.

Manwed's Blick streifte mich wie etwa eine Säule oder eine todte Wand. Er erkannte mich nicht.

Zu rechter Zeit kam ein Pariser Freund, ein Maler, der alle schönen Frauen kennt.

„Wer ist sie?" fragte ich leise.

„Eine polnische Fürstin Tartakowska", lautete die Antwort.

Im Auslande ſind unſere Damen alle Fürſtinen, beſonders wenn ſie reich und ſchön ſind. Nun weiß ich aber in der That nicht, ob mein Freund Manwed damals wahnſinnig war, ob er uns Alle zum Beſten gehabt hat, oder doch etwas Wahres an der Geſchichte iſt?

Ende.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

# Inhalts-Verzeichniss.


Magaß, der Räuber . . . . . 1
Unſer Deputirter . . . . . 55
Eine Schlittenfahrt . . . . . 75
Der Jeſuit . . . . . 97
Fahrende Komödianten . . . . . 121
Der verwandelte Pfarrer . . . . . 145
Das Erntefeſt . . . . . 163
Die Todten ſind unerſättlich . . . . . 197

Reb'd 5 Hz
7/200